

Wirndts  
st dra-  
eine ge-  
hrzehnt  
hast für  
Scenen  
Enagel-  
eratische  
Kinderer-  
ie zeigt  
ell erste  
omites  
er tieffe  
st.

stein.

heitere  
vorzu-  
en hat.  
Hefelung  
e dieser  
n, und  
kleinen  
flenden  
er fort.

dreißig  
Nach-  
Rey-  
et von  
e von

ns un-  
ng für  
wie ab-  
epreien  
grohen  
erfasser  
ne viel  
ht hat,  
Tagen  
übliches  
ger eine  
ch schon  
t heute  
—z.

r ande-  
t, wie  
ranken  
Wiener  
Berlag  
in geist-  
um läßt  
on vor  
stadt!  
roschüre  
a Otto  
hypoletter  
ten bis  
his des  
trifft er  
itunter  
ens ein  
—r.



Nr. 27.

Erscheint Sonnabends  
und ist in der Post-Zeitungspreisliste  
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 5. April.

Abonnementspreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Die talentvolle Frau. Novelle von Robert Misch (Fortsetzung). — Die Börse über die soziale Frage. Von '...' — Berthold von Regensburg, ein Sozialethiker des Mittelalters. Von Dr. Maximilian Kohn (Fortsetzung). — Zu Max Nordaus „Evolutionistischer Rückblick.“ Von Dr. Paul Otto Schmidt. — Das Schicksal des Judentarifs. Von Eduard Engel. — Geheimnisse der Spiritisten. Von Hildegard Wilson (Fortsetzung). — Rembrandtdomus. Von Franz Servaes. — „König Midas.“ Von F. W. — Kleine Kritik.

## Die talentvolle Frau.

Novelle

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

Sie gingen zu Tisch. Der Bankier hatte sich seinen Plan zurechtgelegt. Als die Suppe abgetragen, die Dienerin aus dem Zimmer war, sagte er plötzlich ohne jede Einleitung: „Wir werden morgen abreisen!“

Sie zuckte zusammen.

„Wir? Was heißt das?“

„Du wirst mich morgen nach S. zurückbegleiten!“

„Nein!“

„Ich wünsche es!“

„Ich bedauere, Deinem Wunsche nicht nachkommen zu können!“

„Warum nicht?“

„Weil ich noch einige Wochen hier bleiben und vor allen Dingen erst meinen Roman vollenden will!“

„Das lohnt der Mühe!“ sagte er spöttisch.

Sie sah ihn mit zornig funkelnden Augen an, und es war ihr, als ob sie diesen Mann hassen müßte. Wie konnte er es wagen, das Heiligste in ihr, ihre Kunst, ihre Muse anzutasten!

„Es lohnt der Mühe!“ erwiderte sie kurz. „Ich bin es übrigens nicht gewohnt, solche Entschlüsse à la minute zu fassen!“

„Du wirst Dich daran gewöhnen müssen!“

Es kam kurz und scharf heraus. Der Zorn schwellte ihm die Adern der Stirn, in die sich plötzlich eine tiefe Falte grub.

Wie roh, wie häßlich sah er aus — und wie alt! Noch nie hatte sie es so bemerkt wie heute. Mit einemmal kam ihr ein unheimlicher Gedanke, den sie noch nie empfunden. Sie sah auf das kostbare, bunte Service, von dem sie speisten, auf

die seidenen Möbel und ihr spizenbesetztes Morgenkleid. „Du hast Dich ihm verkauft — verkauft, und jetzt schleppt er seine Ware mit sich fort!“ fuhr es ihr durch den Kopf.

„Ich werde nichts thun, was mir nicht behagt! Ich bin es nicht gewohnt, meinen Willen einem anderen unterzuordnen!“ sagte sie laut.

„Du wirst Dich auch daran gewöhnen müssen!“

„Nein — niemals!“

Menius sprang auf und stieß drohend den Stuhl zurück.

„Ich bin Dein Gatte, Dein Herr!“

„Ah, sprichst Du so mit mir? Lange habe ich darauf gewartet, diesen Ton zu hören!“ Ihre Lippen kränkelten sich verächtlich. „Du vergißt nur, daß ich nicht die Frau bin, bei der er angebracht ist! Ich habe Dir kein Hehl daraus gemacht, als Du meine Hand begehrtest. Du versprachst mir damals, nur meinem Willen zu leben. Freilich, Bräutigamschwüre pflegen die Ehemänner nicht zu halten!“

„Warum willst Du nicht mit mir heimkehren, wohin Du gehörst? Warum nicht?“

Drohend trat er dicht vor sie hin, als wolle er sie mit seinen Blicken durchbohren und ihre geheimsten Gedanken erraten.

„Ich habe es Dir schon einmal gesagt! Weil mir dort die Anregung fehlt, weil ich hier arbeiten will!“

„Arbeiten — haha, arbeiten?!“ Heißer, abgerissen kamen die Worte aus seinem Munde. „Wer will denn etwas wissen von dieser Arbeit? Hat man sie Dir nicht zurückgeschickt? Du hast kein Talent, man hat es Dir ja geschrieben!“

In seinem grenzenlosen Zorn sprach er die Unwahrheit; er glaubte an dies Talent, aber er haßte es. Er fühlte, daß dies sie voneinander trenne. Ihr schnitt es wie ein kaltes Messer ins Herz. Ja, jetzt haßte sie ihn, jetzt war es aus! Ihr graute davor, in sein ödes Heim mit ihm zurückzukehren, die Lüge dieser Ehe noch weiter fortzuspinnen. Lieber wollte sie trockenes Brot essen, als noch länger diesem fremden Manne angehören, der sie bezahlte, schrie es in ihr auf.

Sie sprach kein lautes Wort, stand auf und ging in ihr

Arbeitszimmer zurück. Er eilte ihr nach. In rasender Eiferjucht, entflammt von wahnsinniger Leidenschaft zu diesem Weibe, das ihm verloren zu gehen drohte, und dem er sich doch mit jedem Worte — er fühlte es wohl — mehr entfremdete, pakte er sie am Handgelenk. Die Überlegenheit und kühle Ruhe, mit der er sich zu handeln vorgenommen, waren einer maßlosen Wut gewichen, die jetzt zu einem elementaren Ausbruch kam.

„Soll ich Dir sagen, weshalb Du hier bleiben willst? Soll ich's Dir sagen? Stillfrieds wegen! — Du liebst ihn, Du . . .!“

„Laß mich los, Du thust mir weh — laß mich los!“

„Sage die Wahrheit, die Wahrheit! Was ist zwischen Euch vorgefallen?“

„Laß mich los, Du . . . ich verachte Dich!“

Sie maß ihn kalten Auges, ohne sich durch seine drohenden Blicke einschüchtern zu lassen. Er drückte sie nieder, daß sie mit einem Aufschrei zu Boden fiel. Ängstlich beugte er sich über sie. Scham und Schreck löschten plötzlich den Zorn in ihm aus. Er wollte ihr helfen, sich zu erheben. Aber mit einem verächtlich ausgestoßenen „Geh!“ wies sie die dargereichte Hand zurück, stand schnell auf und eilte in das Schlafzimmer, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Als sich der Schlüssel knackend im Schloß drehte, fühlte er, daß sie ihm verloren sei. Ängstlich lauschte er hinein. Er hörte sie laut schluchzen.

Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen und wühlte sich tief in die Kissen ein. Endlich beruhigte sie sich und richtete sich langsam auf. Jetzt begann ein neues, ein besseres Leben! „Eine Ehe der Wahrheit!“ Diese Worte Stillfrieds kamen ihr in den Sinn. Liebt sie der Dichter wirklich? Wenn er den Mut besaß, den Reichtum von sich zu werfen, der Gesellschaft, die ihnen vorläufig verschlossen blieb, den Rücken zu kehren und ihretwegen den Kampf mit dem Leben und den Vorurteilen der Welt aufzunehmen, dann war diese Neigung echt. Welches Opfer hatte es sie gekostet, ihm die Thür zu weisen, während sie danach siebte, die alten, lieben Plauderstunden am runden Tisch wieder aufzunehmen, seinen beredten Worten, seiner Tonen, weichen Stimme zu lauschen! Und wie hatte man ihr dies Opfer gelohnt! Mit seinem Geld wollte sie dieser Mann, dessen Robeit heute hinter der konventionellen Maske zum Vorschein gekommen war, an sich fesseln. Sie wollte ihm zeigen, daß sie ihre Neigung, ihre Person nicht an den Meistbietenden verkaufe. Und doch hatte sie sich ihm verkauft — „ja, verkauft, verkauft!“ Immer wieder murmelte sie diese Worte leise vor sich hin.

Und dann stellte sie diese beiden Männer einander gegenüber: hier der „Genüßmensch“, der „Kunstbarbar“, dem die Welt, der sie angehörte, ein Buch mit sieben Siegeln war, dessen höchstes Ideal „gute Geschäfte“ sind! Auf der anderen Seite der Dichter, der in schweren Kämpfen nach dem Lorbeer rang, der feinsinnige Kenner und Genießer der Künste! Hier der Alternde — denn so war er ihr heute erschienen — mit der plumpen Gestalt, den grobgeschnitten, stets geröteten Zügen — und dort der schöne Jünglingmann mit dem blassen, feingemeißelten Christuskopf, den schwermütigen, düsteren Augen, der gewölbten, gedankenreichen Stirn, den zum Spotte geschürzten Lippen! Dort oberflächliche Halbgebildung — sie dachte an „Puschkins Rasolnikow“ und an tausend ähnliche Verlegenheiten, in die er sie gebracht — hier der mit einer philosophischen und literarischen Gedankenwelt vertraute Poet! Phi-

lister und Künstler: konnte sie da noch schwanken? Dankbarkeit? Er hatte es heute quitt gemacht, was sie ihm schuldete. Hatte er das Opfer gewürdigt, ja, nur begriffen, das sie ihm gebracht und weiter bringen wollte? Und was verdankte, was schuldete sie ihm denn? Seidene Kleider, eine luxuriöse Wohnung, gutes Essen und Trinken! Hatte sie sich ihm nicht dafür hingegeben mit Leib und Seele? Wie entwürdigend erschien ihr das nun: ein Tauschgeschäft, bei dem sie den größeren Einsatz geopfert! . . . . .

Die literarischen und die Finanzkreise Berlins und alles, was mit ihnen zusammenhing, gerieten in Aufregung, als zwei Tage später Stillfried und Asta Allenius entflohen waren. Erst flüsterte man es sich leise zu. Man wies das Gerücht lachend ab. Dann besprach man es lauter und immer lauter, bis man nicht mehr daran zweifeln konnte, und sich schließlich einige in Sensation machende Zeitungen des dankbaren Stoffes bemächtigt und ihn mit allerlei Details und mit den Anfangsbuchstaben der Beteiligten ihren Lesern aufstiechten.

Allenius hatte es wie ein Donnererschlag getroffen, als er den Brief Astas auf ihrem Schreibtisch fand: „Er möge ihr verzeihen, aber ein ferneres Beisammenleben zwischen ihnen sei unmöglich. Die Neigung zu Stillfried könne sie nicht bekämpfen, sie müsse ihr folgen, sei es selbst in Not und Schande, sei es selbst in den Tod.“

Er hatte die Buchstaben angestarrt, ob sie nicht lügen und sich vor seinen Augen verwandelten, so unerwartet war ihm trotz des Vorgefallenen dieser Bruch gekommen. Er hatte sich eingeredet, daß sich Frau Stillfried wohl doch getäuscht habe, daß schlimmsten Falls dieses «faible» für den interessantesten und elegantesten Dichter bald wieder vergehen würde. An einen Skandal, an eine Flucht dachte er nicht entfernt. Davon hatte er in seiner Familie und in der Vaterstadt nie ein Beispiel gesehen. Das gehörte für ihn der Welt des Romans an, die er als eine vom wirklichen Leben ganz verschiedene betrachtete; das wollte in seine bürgerliche und behaglich-nüchterne Existenz gar nicht hineinpassen. Und neben dem tiefen Kummer, den er darüber empfand, schämte er sich, daß sein Name durch den Schmutz geschleift wurde, daß die Zeitungen von dem „bekannten Finanzier“ oder dem „Bankier U.“ schrieben; auch vor der Vaterstadt schämte er sich, vor all diesen Frauen und Mädchen, die er verschmäht, vor diesen Müttern, die er in ihren Töchtern gekränkt. So blieb er denn in Berlin, wo er leichter untertauchen konnte, wo ein neues Sensationsereignis, ein Fürstenbesuch oder ein Raubmord, schon nach kurzer Zeit den Vorfall aus dem Gedächtnis der Welt verdrängte.

Frau Stillfried war in Folge der Aufregungen und des Kummers schwer erkrankt. Nach ihrer Genesung saß sie still und bleich, halb liegend in ihrem Lehnstuhl am Kamin; aus dieser Ecke wagte sie sich nicht mehr hervor. Nur Allenius und der Rechtsanwalt, den beide mit der Scheidung beauftragt hatten, wurden von ihr empfangen. Anfangs hatte sie sich dagegen gestäubt. Sie hoffte noch immer, daß der Dichter eines Tages reumütig zu ihr zurückkehren würde. Aber Allenius hatte ihr das ausgerebet, er hatte ihren weiblichen Stolz zu entsachen gesucht. Als sie diese Hoffnung aufgab, kam ihr ein neues Bedenken. Sie wolle nicht durch ihre Verzichtleistung die Heirat der beiden ermöglichen. Allenius mußte

ihr nachweisen, daß das Gesetz eine Ehe zwischen den Schuldigen in diesem Falle nicht gestatte. Da gab sie endlich zögernd ihre Einwilligung. Aber während sie den Dichter laut mit harten, verachtenden Worten schalt, suchte sie ihn insgeheim sich selbst gegenüber zu entschuldigen. Alles, was zu seiner Entlastung dienen konnte, trug sie emsig herbei wie ein Verteidiger für seinen Klienten. Sie dachte an sein leidenschaftliches Temperament, an „sein Genie,“ dem man bekanntlich alles verzeihen müsse, — oft genug hatte sie ihn von der Annahmestellung des Poeten sprechen hören, — an ihre „ewige“ Krankheit, die sie sich nun selbst vorwarf. Er brauchte eine andere Frau: eine solche, die ihn zerstreuen, die ihn anregen und aufrichten könne. Mit bitteren Vorwürfen sagte sie sich: So war ich nicht! Aber wenn sie an die tiefe, stille Neigung dachte, mit der sie ihn angebetet hatte, schlich sich wieder ein bitterer Groll in ihr Herz ein. Allen Haß ihres tiefverwundeten Gemüths häufte sie aber auf Asta's schuldiges Haupt. Keine Farbe war ihr schwarz, kein Wort hart genug, wenn sie von dieser sprach.

Stillfried und Asta hatten sich in Wiesbaden niedergelassen. Es ist doch nicht ganz aus der Welt, meinte der Dichter. Er hatte vor einigen Jahren die Frühjahrsaison dort verlebt und seitdem eine besondere Vorliebe für das glänzende Weltbad bewahrt, das die geistige Atmosphäre einer Großstadt mit den Reizen einer lieblichen Natur vereinigt. Es war im Vorfrühling. Gerade vor einem Jahre hatten sie sich in Florenz kennen gelernt. Dort prangten bereits die Bäume in üppigem Grün, längst blühten dort die Blumen, aber auch in dem milden Klima des „deutschen Nizza“ sproßte und knospete es schon, einige Wochen früher als anderswo. In einer stillen Gartenstraße, in einer eleganten Pension mieteten sie einige Zimmer. Ein Vorplatz mit einer kleinen Veranda gehörte dazu, auch eine Laube wurde ihnen zur ausschließlichen Benutzung eingeräumt. Wenn die Sonnenstrahlen erst wärmer herabsthielen, wollte der Dichter im Freien arbeiten. Asta galt den Leuten gegenüber als seine Frau, mit der er sich für einige Zeit aus dem Gesellschaftstreiben der Weltstadt geflüchtet habe.

Die Wohnung war ihm zwar billiger überlassen worden, da er sie auf ein ganzes Jahr mietete, der Preis überstieg jedoch eigentlich seine Verhältnisse. Es war ihm aber unmöglich, eines jener ärmlich oder geschmacklos ausgestatteten Zimmer zu beziehen, die zu billigen Preisen vergeben werden. Wenn er nicht orientalische Portiären und geschmackvolle Möbel, in der Farbe dazu passende Teppiche und Tapeten, Fächer und Büsten, kurz den ganzen Schmuck einer sogenannten „stilvollen“ Einrichtung um sich hatte, fehlte ihm die Stimmung zum Arbeiten. Immer wies er dann auf die eigenartigen Capricen der Lieblinge Apolls hin, auf Schillers rote Gardine und die faulen Äpfel in seinem Schreibtisch, auf die seidenen Schlafrocke Wagners und den Kunstsim Goethes, der Büsten und Stiche um sich häufte. Auch schämte er sich, Asta in eine einfache Stube einzumieten und ihr dadurch einen Einblick in seine Verhältnisse zu gewähren. Er hatte sich vor seiner Flucht noch tüchtig mit Geld aus der gemeinschaftlichen Kasse versehen. Die stolze Asta war dagegen zu ihm geflohen, wie sie ging und stand. Sie verschmähte es, außer dem unbedingt Notwendigen

etwas mitzunehmen. Die Ware nahm sie dem Käufer fort, so mochte er auch den Kaufpreis behalten. Stillfried rechnete von Wiesbaden aus mit seinem Verleger ab, und wieder kam ihm eine nicht unbedeutende Summe zu. So fühlte er sich dem vorläufig gesichert. Seine Feder mußte eben weiter sorgen. Nach dem großen Erfolge, den er errungen, glaubte er mehr als je an seine Zukunft. Ein Gefühl des Stolzes überkam ihn, daß er von nun an ohne andere Hilfe für sich und das geliebte Wesen an seiner Seite eintreten müsse. Er bewunderte sich selbst wegen des Mutes, den er besaßen, mit allen Verhältnissen zu brechen und den Reichtum verachtend von sich zu werfen. Er hatte den „Schwächlingen“ da draußen, den hohlen, ausgebrannten, philiströsen Alltagsmenschen einmal gezeigt, wie ein wahrer Dichter handelt! Es war ein Schlag der modernen, freien Selbstbestimmung gegen die Konvention, ein ungewöhnlicher Schritt aus dem ausgefahrenen Alltagsgeleise. Alle Zeitungen, die darüber berichteten, hatte er sorgsam gesammelt. Auch fragte er bei seinen intimsten Bekannten an, was die Welt dazu sage. Schmunzelnd las er es ihr vor, als ihm einer schrieb: die Durchschnittsmenschen verurteilten ihn zwar, aber alle unabhängigen Charaktere und höheren Geister bewunderten seinen Mut. Und dann besaß er jetzt diese Frau, die sich im Sturm eine gesellschaftliche Stellung erobert hatte, die durch ihren eigenartigen Geist aufgefallen, die bewundert und gefeiert worden war. Nun war sie sein, und er konnte sich ganz dem fesselnden Reize ihrer Persönlichkeit hingeben. Sie durchstreiften in anregender Unterhaltung den Park und die naheliegenden Wälder. Dicht aneinander gedrängt hörten sie am Nachmittag der Musik zu, die im großen Saale des Kurhauses täglich konzertierte. In den Lesezimmern saßen sie nebeneinander, wenn sie die Tagesblätter und Zeitschriften durchblätterten. Eifrig verfolgten sie die Berichte über die Premieren der Berliner Bühnen, über gesellschaftliche und künstlerische Vorgänge der Reichshauptstadt. Dann warf wohl der Poet ein trocken: „Schade, das hätte ich gern gesehen!“ dazwischen, aber immer wieder erging er sich dann in Versicherungen, wie angenehm es sei, so ganz ohne jeden Zwang nur sich selbst leben zu können.

Auch Asta fühlte sich glücklich. Nur ein leises Bedauern, daß sie Mlenius und ihrer alten Mutter in S., die seit der Flucht ihre Briefe zurückschickte, Kummer bereitet, mißchte sich zuweilen hinein. Ihr Groll gegen Mlenius war geschwunden, seitdem sie ihn so bitter getränkt. Aber schnell schüttelte sie diese Empfindungen von sich ab und gab sich ganz dem neuen Liebesglück hin. Die echt weibliche Empfindung, zu ihrem Gatten hinaufzuschauen und stolz auf ihn zu sein, that ihr wohl. Als ihren Gatten betrachtete sie Stillfried schon jetzt, denn es war ja nur eine Frage der Zeit. Nach vollzogener Scheidung wollten sie die notwendige Form erfüllen.

Für gewöhnlich arbeiteten sie am Vormittag und am Abend, jeder in einem anderen Zimmer. Dann rief er wohl zuweilen durch die offene Thür: „Höre doch! Wie gefällt Dir das?“ Und mit lauter Stimme las er ihr vor, was er niedergeschrieben. Sie unterbrach stets gehorsam ihre Arbeit und trat auf die Schwelle, um besser zu verstehen. Wenn sie dann ihr Bedenken oder ihre Zustimmung geäußert, dann schrieb er gelassen weiter. Sie hatte es wohl einmal versucht, ihn ebenfalls um Rat zu fragen, aber ärgerlich hatte er sie zur Ruhe

verwiesen. Das alte Spiel aus Berlin erneuerte sich hier wieder.

Er hatte sich bereits in Berlin an einen großen Roman, an eine breit angelegte Gesellschaftsschilderung gemacht. Aber Asta gefiel schon der Plan nicht sehr. Natürlich wagte sie nur ganz verstoßen ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Aber auch das reizte ihn schon. Ja, er hatte sich einmal hinreißen lassen, ihr den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern: „Ich glaube, Du bist neidisch!“

Später bat er sie wegen des häßlichen, unbedachten Wortes um Verzeihung, doch seitdem war sie noch vorsichtiger in ihrem Urteil. Übrigens mußte er selbst etwas derartiges fühlen, denn er klagte nach einigen Wochen plötzlich, daß ihm die Anregung fehle, und daß ein Dichter ohne den Umgang mit der Welt und mit gleichstrebenden Genossen nicht schaffen könne.

Es war Mai geworden, für Wiesbaden die Hauptsaison! Ein Kurleben hatte sich entfaltet, so bunt und elegant, wie es erlebt zu haben sich die bekannten „ältesten“ Leute nicht erinnerten. Norddeutschland, speziell Berlin, war wie immer unter den Badegästen zahlreich vertreten. Das verschuchte das Paar aus dem Kurpark, wo seit dem Beginn der eigentlichen Saison die Musik im Freien spielte. Überall trafen sie ehemalige Bekannte, die scheu wegschauten, wenn Stillfried in Aestas Begleitung an den Hut griff. Spöttischen Blicken und Miens waren sie begegnet; ja einmal belauschten sie unfreiwillig ein auf sie bezügliches Gespräch zweier jungen Leute, scheinbar aus den Kreisen der Finanzaristokratie, die hinter ihnen hergingen.

„Der Stillfried soll ja auch hier sein!“ sagte der eine.

„So? Der mit Asta Ullenius durchgegangen ist?“ war die Antwort. „Hat er sie denn noch bei sich?“

„Wenn sie ihm nicht schon mit einem anderen davon-gelaufen ist, wahrscheinlich! Soll 'n ganz interessantes, aber halb verrücktes Weib sein!“

„Pernewitz soll sie uns zeigen! Der kennt ja alle Welt! Wollen uns mal vorstellen lassen, mal 'ran machen an die interessante «Witwe.» Vielleicht haben wir Glück! Haha, «Witwe» ist gut — nicht?“

„Bah, sie soll gar nicht hübsch sein!“

Asta wäre Stillfried beinahe ohnmächtig in die Arme gesunken. Vor Herzklopfen mußte sie einen Augenblick stehen bleiben. Auch er wurde bleich bis in die Lippen. Langsam entfernten sie sich. Seitdem vermieden sie es, den Park zur Konzertzeit zu betreten.

In ihrer Pension fanden sie einigen Umgang. Eine Majorswitwe mit zwei Töchtern, ein paar junge Engländer, die teils zum Vergnügen hier lebten, teils in einem Laboratorium Chemie studierten, ein lebenswürdiges, älteres Ehepaar aus Breslau und eine Hamburger Schuldirektorsgattin bildeten neben allerlei wechselnden Gästen den festen Stamm. Es wurde im gemeinschaftlichen Salon musiziert, gesungen, geplaudert und getanzt. All diese recht gebildeten Leute hatten doch nur ein sehr oberflächliches Urteil, ein sehr geringes Interesse für literarische Dinge. Von seinem „Skizzenbuch“ hatten sie nie etwas gehört. Es hatte ihn tödlich gekränkt. Er legte das Buch natürlich zur allgemeinen Benutzung im Salon auf, und man las es auch und fand es „sehr schön.“ Natürlich gefiel allen die Novelle, die ihm und der Kritik als die schwächste erschie-

nen war, am allerbesten. Der freundliche, alte Herr aus Breslau versicherte ihm wiederholt, daß er „ihm das entschieden nicht zugetraut habe — nein, ganz entschieden nicht!“ Beinahe wäre er über diese schmeichelhafte Grobheit böse geworden; er lachte nur grimmig — noch mehr aber, als ihm der eine Engländer versicherte, nichts ginge ihm über Wilkie Collins.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Börse über die soziale Frage.

Von

Motto: „Wenn Geld Glück wäre, — — — wie viel besäßen müßte ich täglich leben!“  
Reichsbankpräsident von Dechend.

Die Börse hat eine goldene Ernte gehabt während der letzten zwei Jahre. Seit der Gründerzeit sah man nicht so vergnügte Gesichter in den Bureaus der Banken, und gar erst in den Privatcomptoirs der betreffenden Chefs war nichts denn eitel Sonnenschein! — Und mit Recht!!

Das fast wehmütige Wort des großen deutschen Finanzpolitikers, das wir dieser Arbeit als Motto vorgelegt, wird in den betreffenden Kreisen nur cum grano salis verstanden.

In der That blickt die deutsche Finanzwelt auf eine glänzende Epoche zurück. — Und wie sie mit derselben zufrieden ist, so muß sie aber auch der Gegenseite gestatten, die Sachlage ihrerseits daraufhin zu betrachten, ob diese ebenfalls zufrieden sein könne; denn die Quelle gedachter Zufriedenheit fließt eben in tausend Adern und Aderchen aus den Parallelkreisen, nämlich aus der Arbeit des produzierenden Teiles des Volkes und deren Erträgen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, zerfällt die Arbeit in drei Teile, nämlich die Unterfragen:

1. Wie verhält sich die Börse zur Produktion?
2. Wie zur Verteilung der produzierten Güter, besonders zum Kapital als solchen?
3. Welchen Einfluß übt die Börse auf die sozialen und wirtschaftlichen Anschauungen des Arbeiterstandes aus?

Es leuchtet ein, daß jeder dieser drei Punkte Stoff genug bietet für eine volkswirtschaftliche Specialstudie von beträchtlichem Umfange, und wenn wir es dennoch versuchen, in großen Zügen sie zu einem Gesamtbilde zu vereinen, so geschieht dies in erster Linie, damit weitere Kreise zum Nachdenken darüber angeregt werden sollen, ob nicht eine Änderung mancher der einschlägigen Verhältnisse dringend notwendig erscheint, und damit dieselben ferner, wenn seitens der zuständigen Stellen entsprechende Maßnahmen getroffen werden sollten, im Stande sind, alsdann selbst auch ihrerseits zur Sache Stellung zu nehmen.

Zunächst nun muß konstatiert werden, daß die Börse, was die Produktion und namentlich die industrielle Gütererzeugung angeht, zweifellos außerordentlich anspornend und belebend wirkt. Wir würden, und das kann nicht genug hervorgehoben werden, auch nicht annähernd die Anzahl von industriellen Unternehmungen besitzen, welche nicht nur den Bedarf des Inlandes versorgen, sondern auch außerordentliche Massen unserer Exportartikel herstellen, wenn nicht die Börse es wäre, welche die zur Errichtung solcher Etablissements nötigen Barkapitalien den betreffenden Unternehmen zur Verfügung stellte. Man kann getrost behaupten, daß nur ein verschwindender Bruchteil der einschlägigen Aktienunternehmungen zu stande gekommen sein würde, wenn nicht die Börse dieselben in ihr Tätigkeitsfeld hineingezogen hätte. — Und vor allem gilt dies als ein erfreuliches Zeichen für die Zukunft von den Unternehmungen mit deutschem Kapital im Auslande. Während früher beispielsweise der gesamte Bahnbau der Orientländer in den Händen englischer und französischer Kapitalisten war, die naturgemäß

wieder auf die betreffenden vaterländischen Industrien zurückgriffen, sobald deren Produkte, wie Maschinen, Waggonen u. s. w. gebraucht wurden, — sehen wir heute in China und Ägypten, in Japan und in der Türkei das deutsche Kapital am Werke, Konzessionen zu erwerben und damit auch den einheimischen Fabriken neue Absatzquellen zu erschließen. Auch soll nicht unerwähnt bleiben, daß auf diese Weise der deutsche Einfluß im Auslande wesentlich gestärkt wird, da Hunderte und Tausende deutscher Intelligenzen unter den fremden Nationalitäten so Gelegenheit haben, den deutschen Einfluß zu verbreiten und zu vertiefen.

Naturgemäß aufs engste verwandt mit dieser erfreulichen Thatsache ist nun aber auch weiter die Frage, welches denn der sonstige Einfluß sei, welchen die Börse und des besondern das Bankiergewerbe auf das deutsche Kapital ausübe. Und hier beginnt der Schatten, welchen das eben erwähnte helle Licht wirft, und zwar ein Schatten, desto tiefer und schwärzer, je mehr wir in sein Reich eindringen.

Bei Prüfung dieser Frage haben wir selbstverständlich vor allem zwei Arten von Gattungen der Börsengeschäfte im Auge: einerseits die Gründungs- bzw. Emissionsthätigkeit der Bankiers bei den Unternehmungen, — andererseits deren Eigenschaft als Verwalter oder Ratgeber des Publikums in Geldangelegenheiten.

Es liegt auf der Hand, daß hier nur allzu oft der einzelne Bankier, wenn anders er überhaupt ein Gewissen hat, in die Lage kommen wird, mit Faust auszurufen: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.“ Und in der That, — es ist schwer, hier die rechte Strafe zu finden, — und die Aufgabe wird um so schwerer, je rechtlicher der Bankier als Mensch sein möchte, je höher ihm Moral und Gewissen stehen im Verhältnis zu den Lockungen des eigenen Vorteils. — Es wird dem Schreiber dieses unvergeßlich bleiben, wie ihm einst in einer vertraulichen Stunde ein in den größten Geschäften altgewordener Direktor einer der bedeutendsten Banken, der früher Richter gewesen war, fast wehmütig sagte: „Glauben Sie mir, der Gott Merkur ist ein arger, ein listiger Gott.“

Denn vergegenwärtigen wir uns die Situation eines Bankiers oder Bankhauses in der gedachten doppelten Eigenschaft als Emissionär und als Berater seiner Kundschaft. — Es liegt auf der Hand, daß er ein denkbar größtes Interesse, ja bis zu einem gewissen Grade selbst die Pflicht hat, für die Bonität des betreffenden Unternehmens einzutreten, vor allem dem Publikum gegenüber. Zu diesem Publikum gehören nun aber auch solche, welche sich Rats bei ihm erholen wollen! — Was nun? Und was erst, wenn die Konjunktur unsicher wird oder zu werden droht, oder auch nur werden kann? Mit dem Abraten diskreditiert er zugleich die von ihm zu vertretende Unternehmung, mit dem Diskreditieren ist vielleicht seine Position als Emissionär gefährdet — kurz Scylla und Charybdis drohen ringsum.

Nun fällt ja diese Gefahr dort weg, wo der betreffende Bankier nicht bei dem Papier selbst beteiligt ist. Aber diese Fälle sind verhältnismäßig selten und zwar aus folgenden Gründen: Man unterscheidet in der Finanzwelt nach dieser Richtung hin streng zwischen Konsortium oder Gruppen und Einzelfirmen, und dieser Unterscheidung gemäß zerfallen auch die hier vor allem fraglichen Aktiengesellschaften in solche, bei denen ein Konsortium oder nur ein einzelnes Bankhaus beteiligt ist, und man kann zweifelhaft sein, welche Form für das Publikum die gefährlichere ist.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den emittierenden und interessierten Konsortien.

Naturgemäß handelt es sich hier in der Regel um große und größte Unternehmungen mit Millionen von Aktienkapital. Diese Papiere sind denn auch in erster Linie mit Spielpapieren, in denen die Ultimo- und Differenzgeschäfte gemacht werden. — Nach einer Richtung hin sind die Gefahren hier größer, nach einer anderen hin geringer. Am Börsenspiel in solchen Papieren beteiligt sich entweder nur die berufsmäßige Spekulation

oder das größere Publikum bei einer außergewöhnlichen geschäftlichen Situation, wie wir sie beispielsweise in den letzten Monaten erlebt haben. Ob das berufsmäßige Spekulantenpublikum nun verdient oder gewinnt, ist für den Sozialpolitiker und Volkswirt ziemlich gleich, — er sieht diese Existenzen ja unter allen Umständen als Schmarozer am Körper der gesunden Entwicklung an. — Anders jedoch verhält es sich mit dem Publikum in außerordentlichen Zeitaltern. Hier waltet, von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, die zweifellose Pflicht ob, zu warnen, und selbst, wenn thöricht, mit Gewalt zurückzuhalten, und es muß im hohen Grade zweifelhaft erscheinen, ob die Presse hier in der letzten Spiel-Epoche ihres Amtes hinreichend gewaltet hat.

Wir sehen hier von dem Ultimo-Geschäft als solchem ab und wollen nur auf die Emissionsthätigkeit der gedachten Gruppen einige aufhellende Blicke werfen. — Wenn ein industrielles Unternehmen zur Gründung reif ist, d. h. wenn die Konjunktur relativ günstig und eine leidlich vertrauenerweckende Bilanz und daran anschließend eine rosige Perspektive gestellt werden kann, dann pflegt in der Regel die Finanzwelt alsbald Witterung zu haben und sie tritt mit dem Unternehmer in Unterhandlung behufs „Gründung.“ Meist ist der betreffende Besitzer nicht abgeneigt, denn er weiß aus Erfahrung, daß aus Fördern und Vieten sich in solchen Fällen ein recht annehmbarer Kompromiß erzielen läßt. — Und wenn ihm sein Unternehmen in den letzten Jahren einen Netto-Ertrag von 500000 Mark gelassen hatte, so ist er bei der günstigen Entwicklung zweifellos auf eine entsprechende Steigerung zu hoffen berechtigt — kurz er setzt als Netto-Erträge in Rechnung für künftige Zeiten 1000000 Mark. — Dieser zukünftigen Rente entsprechend bemißt er den Forderungs- bzw. Kaufpreis, und in der Regel bewilligt ihn das Gründungskonsortium anstandslos. Und während zu fünf Prozent berechnet das Unternehmen einen Nettowert hatte von einer Million, wird ihm jetzt ein solcher beigelegt von genau doppelter Höhe, denn 1000000 Mark sind die Zinsen von zwei Millionen à fünf Prozent Netto-Ertrag. — Mit dieser Summe wird also das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Selbstverständlich übernimmt nun das betreffende Gründungs- und Emissionshaus auch die Unterbringung der Aktien im Publikum und zwar mit möglichst hohem Agio; denn während ihm die Aktien, sagen wir 1000 Mark, selbst pro Stück kosten, heißt es nun vor allem, im Publikum Kauflust erwecken. Hierzu dient in erster Linie der „Prospekt“, von dem man wirklich nur zu oft sagen kann «nomen et omen» und ferner „guter Rat.“ Und da es an kauflustigem Publikum nie gebricht, mag auch eine Sache noch so schlecht sein, weil nämlich die Voraussetzung dazu da ist, d. h. Geldhunger auf der einen, und guter Rat auf der andern Seite, so sind denn auch bald die Aktien mit hundert-, zehnhundert-, zweihundert-, dreihundert-, vierhundert-, fünfhundert-, sechshundert-, siebenhundert-, achthundert-, neunhundert-, tausend Mark glücklich an den Mann gebracht. Berechnen wir nun bei einer solchen Gründung den Gewinn des Emissionshauses mit nur zehn bis zwanzig Prozent, so ergibt sich, daß beispielsweise bei einer Gründung mit einer Million Aktienkapital 100000—200000 Mark harter „Verdienst“ übrig bleiben. Das Publikum aber hat seine Aktien und mag sehen, wie es zu seinen Dividenden kommt; denn es heißt jetzt das Doppelte an Erträgen für das Aktienkapital herauswirtschaften wie zu jener Zeit, als das Unternehmen noch Einzelbesitz war.

Hiermit aber ist der Segen für das Emissionskonsortium noch nicht abgeschlossen; — denn in vielen Fällen bleibt es maßgebend für die Kursbestimmung des betr. Papiers, je nachdem es gute oder schlechte Nachrichten in die Öffentlichkeit lanciert über Geschäftsaussichten, Dividendenverteilung, Aufträge u. s. w. Denn bei schlechten Nachrichten finden sich regelmäßig Aktionäre, welche verkaufen wollen (die Börsensprache nennt diese ihre Lieblingsphrasen liebevoll die „schwachen Hände“), und das unrecelle Emissionshaus nimmt die Aktien dann auf, selbstverständlich unter Herabsetzung des Kurzes; — hält aber das Emissionshaus die Zeit wieder für gekommen,

so lanciert es durch die tausend Kanäle, welche hierfür zu Gebote stehen, gute Nachrichten in das Publikum und die „Hausse“ beginnt, d. h. „diejenigen, welche nicht alle werden,“ geben Kaufaufträge, — und so geht das Schaukelspiel cum gratia in infinitum.

(Schluß folgt.)

## Berthold von Regensburg, ein Sozialethiker des Mittelalters.

Von

Dr. Maximilian Kohn.

(Vortsetzung.)

Wenn der Schneider einem das Gewand vor seinen Augen schneidet,“ fährt Bruder Berthold fort, „so bestiehlt er ihn vor seinen Augen, denn er legt die Schöße lang an den Rock und schneidet dann das Breite unten ab an dem Schoße; wählst du, du habest wohl acht gegeben, so hat er dir's gestohlen; und wenn du wählst, du habest ein breites Gewand, so hast du es nicht. Du Dieb! Du Betrüger! Selbiges thut der Kürschner mit deinen gefleckten Bälgen; zähle sie hin, zähle sie her, er stiehlt dir dennoch davon; mit welcher List er es thut, das weiß nur sein Herr, der Teufel.“ Bruder Putzmacher macht Hüte, daß einem der Regen herabfließt in den Busen; Gewatter-Hufschmied beschlägt die Pferde, daß Gott erbarm; Meister Bäcker verbacht schlechtes Korn; „die lange Waffen schlagen“ zum Morde der Menschen, gehörten hin, wo der Pfeffer wächst; und die auf Tagarbeit sonst „mit Eisen wirken,“ stehlen ihrem Meister und dem lieben Herrgott die Zeit, als Recordarbeiter aber (für grif Grimm l. c. S. 228) liefern sie Pfluscherwerk. „Wie du gern dir richtig gewirkt siehst, so getreu sollst du auch für deinen Nächsten arbeiten,“ heißt es nicht selten in seinen Predigten.

Der Bauern gartige Kniffe geißelt er, deren Holz krumm verladen wird, so daß der Käufer Lust für Holz erhält! „Das Heu, das legest du, Bauer, so verschmißt auf den Wagen, schönes Korn oben auf den Sack und dann unten das böse.“ Wenn er so „die das Erdreich bauen“ weidlich durchbohrt, giebt ihm natürlich auch das unerschöpfliche Dienstbotenthema gerechtfertigten Anlaß zu ernster Vermahnung. Stiehlt doch das Gefinde, das bald durch Leichtsin, bald durch Untreue die Herrschaft plagt, geradezu wie die Elstern. „Dirne und Knecht maßen Salz und Schmalz, Mehl und Korn, Eier und Käse, Brot und Braten. Und doch heißest du halt, daß du den Leuten, die in der Ehe sind, ihre Ehre und Gut getreulich behüten sollst. So geht hinter der Schnitterin ein junges Dieblein her, dem drückt sie eine Handvoll nach der andern in die Tasche.“ (Klingsche Ausg. S. 352 f.)

Den verhärteten Arbeitgebern redet er tüchtig ins Gewissen, daß sich die Eisesrinde, die sich um ihr Herz gelegt, löse. „Pfi, Geiziger, wie hilfst du diesen armen Gotteskindern? Daß sie vollends zu Bettlern werden müssen. Wehe dir und allen Abbrechern und Räubern! — Was wollt ihr Gott zur Antwort geben an dem jüngsten Tage, wenn diese armen Gotteskinder über euch rufen? Denn deren sitzt mancher vor meinen Augen, der jetzt hundert Pfund besitzen sollte durch seine Arbeit und hat nicht soviel, daß er sich des Frostes erwehren möge, und ist mancher dahergelaufen in diesem kalten Reif barfuß in ganz dünnem Gewande. — Nun seht, ihr armen Leute! wieviel sie auf eure Arbeit setzen, und müßt doch alles erarbeiten, was die Welt bedarf; und für das alles wird euch kaum soviel, daß ihr ein wenig besser eßet als eure Schweine; und doch hat Gott alles um euren Willen so gut geschaffen, als um ihretwillen. Ihr Geizigen aber thut ihnen Abbruch mit so mancher Betrügerei, daß ihnen nicht soviel bleibt, daß sie ja Hunger und Frost recht vertreiben können. Dagegen ihr Abbrecher wißt nicht, wie ihr euch Mühe geben sollt, daß es euren Leibe wohl sei mit sanftem und schönem Leben. Doch das nimmt bald ein Ende, aber eure

Marter nimmt niemals ein Ende.“ Stark sozialdemokratisch gefärbt ist sein Vergleich der Reichen mit den Vögeln. „Ihr Falken und ihr Habichte und Klauenvögel, ihr wollt die armen Leute gar erdrücken und erwürgen mit unrechter Gewalt. Herr Adler, ihr sollt nicht also auf den Nächsten treten, daß ihr ihn zertretet und freßet bis aufs Gebein.“ Wer Geldgeschäfte macht, heißt bei ihm „gitie.“ Der Geiz ist ihm aller Sünden Sünde. „Pfi, Geiziger,“ ist eine stehende Formel für dumme Ehrenmänner. Wucherer, Vorkäufer, die Vorweggekauftes wucherisch wieder verkaufen, Pfandleiher brandmarkt er so, daß manch grauer Sünder sich possierlich windet und krümmt. Der „Gittige“ und das unrechte Gut die sind wie Zinn und Kupfer, die kann kein Meister auseinanderbringen; eine gute Glockenspeis, die dem Teufel ganz nach seinem Willen klingt. Wie die Heuschrecke im tiefen Grase nicht feist wird, so dünkt sich der Gittige arm bei vielem Gute. Selten haben wir gute Jahre, da er das Korn kauft, eh' es geäet wird, den Wein, eh' er blüht. Und so durchsticht er auch den Armen mit Hunger. „Bruder Berthold, ich sehe wohl, es steht übel,“ so spricht Kleinlaut und zerknirscht der stotternde Sünder durch das Medium des Franziskaners, der (eine wahrhaft dramatische Scene) die Gelegenheit beim Schopfe ergreift, um den bösen Gejellen jetzt windelweich zu machen und der Gesellschaft als nützliches Mitglied zuzuführen. Komisch wirkt es, wenn der Kneber zwischen sich und den Zuhörern eine lebendige Beziehung herstellt. Er fordert bald zum Herantreten und Aufmerken auf, bald winkt er etlichen Zuhörern ab, da er Dinge zu sagen habe, die sich für ihre Ohren nicht vertragen. So entläßt er einmal geistliche Leute, weil er Interna der Ehe besprechen müsse. Der Augenblick gebiert zärtliche Liebesbitte, im Nu darauf scharfes Drohwort.

Naiv sind seine Anschauungen über Handel und Wandel. In der Zeit des gebundenen Glaubens und der durchgängigen Vernichtung des Weltlichen und des Kirchlichen verbot das kanonische Recht das Zungen des Gelbes. Geld durfte nur zinslos ausgeliehen werden, und wie auf der einen Seite durch diese national-ökonomische Ungeheuerlichkeit Gewerbe, Industrie und Verkehr in den Kinderschuhen stecken bleiben mußten, wurde andererseits dem Wucherer samt dessen mannigfachen Ausläufern Thür und Thor geöffnet. Den Juden, die in keinem deutschen Staate das Bürgerrecht erlangen, Grund und Boden zu Eigentum erwerben konnten, von allen Staats- und Gemeindeämtern ausgeschlossen wurden, am Betriebe der Gewerbe in den Städten durch den Geist und den Buchstaben der Zimmungsgeetze thatsächlich ausgeschlossen waren, zwang somit, wie Ernel in seiner wertvollen, höchst anziehend geschriebenen „Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter“ (S. 311) nachweist, die römische Kirche das unentbehrliche Geldgeschäft in die Hände. Zwar preißt Berthold die Wichtigkeit des Handels und die Thätigkeit der Kaufleute, schilt auch gelegentlich auf diejenigen, die keine rechte Wage, rechtes Maß, rechtes Gewicht haben, tadelt die Unsitte des Verschwörens und Verheißens, das Verschweigen der Mängel und das Übertreiben der Vorzüge an der Ware, im ganzen jedoch scheint er das kaufmännische Geschäft nicht genauer zu kennen. Gegen unbeschränkte Wareneinführung aus der Fremde hat er nichts einzuwenden. Mit Wohlgefallen spricht er von den Importeuren, die mit Ungarn, Frankreich und England in Verbindung stehen.

Daß er die soziale Bedeutung des Ruhetages nicht verkennt, ist selbstverständlich bei einem Manne, der mit gesunden Augen in das praktische Leben seiner Zeitgenossen blickte. Was Berthold wider die Verletzung der Sonntagsfeier predigt, hätte sich in allen folgenden Jahrhunderten wiederholen lassen. Die Herrschaft wird aufgefordert, die Dienstboten und das Vieh an Sonn- und Festtagen keine schwere Arbeit verrichten zu lassen. „Du Knecht, dir thut dein Herr unrecht, der dich am Feiertage zur Arbeit nötigt. Dasselbe spreche ich zu dem Kofse: Köflein, dir thut dein Meister unrecht.“ Der Abergang, der sonst so nütze, wirke nichts, das Erarbeitete schlage der Hagel oder es verbrenne von dem Donner. Am Sonntag solle man gute

Werke verrichten und sich sein Seelenheil angehen lassen. Daß er, dem finstere Priesterhärte fern lag, seinen lebenslustigen Hörern den Tanz verbot, lag mehr an den Sagenen der Kirche, die ihn ausjandte. «Brüder Berthold, rede waz du wellest! wir mügen ungetanzet niht sin,» entgegnet er sich selber einmal vom Standpunkt lebenswarmer, frischer Jugend aus. Ähnlich scheint auch aus seinen erschreckend harten Urteilen über Heiden und Ketzer, sowie aus seinen nach Jakob Grimm „merkwürdigen“ Ansichten über Juden nur die Härte des Gemeinbewußtseins wiederzuhallen (Wadernagel, Ahd. Pred. S. 368). — Auch großen Herren gegenüber nimmt er, dem unter der Kutte immerdar ein warmes Herz schlug, kein Blatt vor den Mund. Die Not der Zeit war groß, Krieg allerorten und -enden. Ottokar von Böhmen und Bela IV. von Ungarn kämpften an der March, der heilige Ludwig schiffte sich zu einem Kreuzzuge ein, Rudolf von Habsburg führte seine unaufhörlichen Fehden, um seine Hausmacht zu erweitern, des Grafen Hermann von Henneberg Scharen raufte sich mit dem Bischof von Würzburg, nach Preußen zog für den Deutschen Orden König Prunze (Primislaus), genannt Ottokar von Böhmen, und anderer Mord und Totschlag mehr. Natürlich sind die im Dienste ihrer Fürsten stehenden räuberischen Kriegsknechte eine wahre Landplage. „Wo ein Schildknecht hinfährt, thut er wie eine Heuschrecke. Die will nur mitten im Grase liegen, also will er alles um sich streuen. Er zerstreut den guten Leuten ihre Arbeit und ihr Futter und ihr Heu und wirft viel mehr Futter unter die Kofse, als sie fressen können. Wenn er an einem Huhn genug hätte, würgt er zehn. Und also thut er mit allem; wovon die guten Leute ein ganzes Jahr leben sollten, könnte er das auf einmal verzehren, er thäte es. Und geheht ihm doch nicht an Leib und an Gut, gleich der Heuschrecke. Wie tief sie im Grase liegt, so wird sie doch nimmer feister, sie ist allzeit mager und langbeinig und schwächlig; also bist du, Schildknecht, eine Heuschrecke. Du hüpfst auch wie eine Heuschrecke auf deinem Säulchen, und hängen dir die Schuhe von den Füßen vor Armut und wirfst nie wohlberaten und mußt zuletzt eines schändlichen Todes gewärtig sein wie die Heuschrecken, die vertreten die Leute und das Vieh im Grase, oder die Sense zerschneidet sie, wenn man das Gras mäht; und entgeht sie dem, so fressen sie die Vögel oder tragen sie fort. Du Schildknecht-Heuschrecke, du wirst zerhauen oder gehängt, denn das geschieht ihnen gar viel, daß sie unredlichen Tod sünden; entgehen sie dem, so frist sie das Gewögel und trägt sie fort: das sind die Teufel, die führen sie hin in den Abgrund der Hölle, daß ihrer nimmer Rat wird.“ Die Ritter selber beschwört er von der Fehdehust abzulassen, seine Leibeigenen nicht durch Frondienste hohlhändig und wangenbleich zu machen und vor allem nach dem Rechte zu richten und nicht nach dem Pfennig. Und der Erfolg blieb nicht aus, seine Stimme verhallte nicht in der Wüste. So wird berichtet, daß nach einer Predigt Bertholds über „ungerechtes Gut“ im Graubündischen der Ritter Albrecht von Sox dem Kloster Pfäfers das Schloß Wartenstein zurückgegeben, das er ihm widerrechtlich entzogen hatte. „Durch seinen Mund sprach Gott vom Himmelreiche,“ heißt es einmal zu seinem Ruhme bei dem großen deutschen Meistersänger Heinrich Frauenlob.

(Schluß folgt.)

### In Max Nordaus „Evolutionistischer Ästhetik.“

Von  
Dr. Paul Otto Schmidt.

Unsere Zeit steht sozusagen unter dem Zeichen des Evolutionismus. Einer der modernen Naturforschung entlehnte Entwicklungsgebäude beherrscht jetzt offenbar alle Gebiete geistlicher Tätigkeit. Wenn es nur irgend zugänglich ist, wenn man irgend etwas werdendes oder Gewordenes in

Natur- und Menschenleben wissenschaftlich betrachten will, so setzt man dabei die Brille jener durch Darwin und Häckel zum Weltrauf gelangten sogenannten Entwicklungstheorie auf, und was man dann durch ihre Gläser sieht — das muß absolute Wahrheit sein; einen etwa auf optischer Täuschung beruhenden Irrtum hält man dabei für ganz und gar ausgeschlossen. Selbst die unbefangenen, vorurteilsfreiesten Köpfe, ja sogar solche, die sich die Bekämpfung des Autoritätsglaubens, der autoritären Meinungen in Religion, Politik, Wissenschaft und Kunst zu ihrer eigenen Specialität gemacht haben, wie z. B. jener geistreiche Skeptiker Max Nordau, bedienen sich mitunter jener Gelehrten-Brille ohne irgend welche Vorprüfung, denken gar nicht daran, daß ihre Gläser in gewisser Beziehung falsch, mehr oder minder einseitig geschliffen sein könnten.

Wenn nun, durch diese Gläser betrachtet, gewisse Dinge in Natur- und Menschenleben bis zur Unkenntlichkeit verzerrt erscheinen, so hält man es für ganz in der Ordnung und meint nur, daß man sie früher eben ganz falsch gesehen habe. Ich bin weit entfernt, die ungeheure Tragweite und Fruchtbarkeit der evolutionistischen Denkweise im allgemeinen anzuzweifeln. Gewiß ist die von Lamarck begründete und von Darwin, Häckel und anderen vervollständigte sogenannte Entwicklungstheorie eine weltbewegende Macht, die ihre gewaltigen Wirkungen erst in der nächsten Zukunft voll und ganz offenbaren wird. Wenn sie jedoch nicht zu einer ganz einseitigen, schiefen Weltanschauung und Lebensauffassung führen soll, so muß sie erst von den ihr zweifellos anhaftenden Irrtümern, Mängeln u. s. w. befreit und durch neue Gedanken ergänzt werden.

Ich kann mich an dieser Stelle natürlich nicht darauf einlassen, jene schon früher hier und da geahnten,\* jetzt ganz unzweifelhaft erkannten Mängel und halben Wahrheiten aufzudecken und die neuen ergänzenden Gedanken, wenn auch nur andeutungsweise, besonders kund zu geben.\*\* Hier kommt es mir nur darauf an, an dem Beispiel der sogenannten „evolutionistischen Ästhetik“ von Max Nordau (Paradoxe S. 290) zu zeigen, auf welche wunderbaren Ansichten, ja offenbar absurden Anschauungen gerade auf dem Gebiete der Ästhetik der sogenannte Darwinismus führen muß.

Nachdem Max Nordau in der bekannnten geistreich-gewandten Manier einige allgemeine Betrachtungen, welche den Gedanken des Lesers die von ihm gewünschte Richtung der Aufmerksamkeit geben sollen, vorausgeschickt hat, sagt er unter anderem folgendes: „Da das Gefühl des Schönen, wie der Mensch es heute besitzt, nicht unmittelbar durch irgend eine Auswirkung oder einen sinnlich wahrnehmbaren Vorgang erklärt werden kann, so waren von Plato bis Fichte, Hegel, Bisher und Carrière hundert Philosophen flugs mit der dogmatischen Behauptung bei der Hand, dieses Gefühl sei auch wieder eine jener geheimnisvollen Erscheinungen, welche auf ein Übermenschliches im Menschen hindeuten, eine Form, in welcher der endliche Menschengestalt annähernd eine Vorstellung der Unendlichkeit erfassen könne, eine erhabene Ahnung des unsinnlichen Wesens, das aller sinnlichen Erscheinung zu Grunde liegt, und was dergleichen völlig inhaltslose Wortverknüpfungen mehr sind.“

Hier muß die exakte Wissenschaft und Philosophie Max Nordau in gewissem Sinne recht geben. In der That, wenn man die gewaltigen Anstrengungen sieht, mit denen die genannten Ästhetiker und Philosophen bemüht sind, das Wesen des Schönen in den Reizen ihrer altfränkischen Metaphysik einzuzwängen, und dann das den exakten Denker so wenig befriedigende Resultat in Betracht zieht, so drängt sich einem unwillkürlich das Schillerische Distichon auf:

(Wahrheit) . . . . .  
„Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,  
Aber mit Geistesreißt schreitest du mitten hindurch.“

\* Vergl. E. Dühring: Kurzus der Philosophie.

\*\* Wir verweisen den Leser auf des Verfassers demnächst in dritter Auflage erscheinendes Buch: „Das aristokratische Prinzip in Natur- und Menschenleben“ (bei R. Schroedel, Halle a. S.). Wir werden auf diese sehr beachtenswerte Erscheinung näher zurückkommen. D. R.

Um die Verfehltheit einer solchen Methode in recht drastischer Weise zu zeigen, derart, daß sie sozusagen auch den härtesten Köpfen sich aufdränge, zieht M. Nordau eine bekannte Anekdote von Georg III. von England zu einem recht gelungenen Vergleiche heran. Dieser König soll einmal vor Pflaumenkloßen, die ihm gelegentlich einer Fuchsjagd in einer Farm vorgelegt wurden, tiefsinnig geworden und nach schwerem Nachdenken in den Ruf ausgebrochen sein: „Wie zum Hente sind die Pflaumen in die Klöße hineingelangt!“ So wie nun Georg III. vor den Pflaumenkloßen, so stünde die Metaphysik vor den Erscheinungen des Seelenlebens. Da es ihr nicht denkbar erscheine, daß auf natürlichem Wege eine Pflaume in einen ringsherum geschlossenen Klob hineingelangen könne, so nehme sie unverzagt einen außer- und übernatürlichen Weg an. So müßten die Vorstellungen von Zeit, Raum, Kausalität angeborene „aprioristische“ Intuitionen, so müßte die Moral eine göttliche Offenbarung, so das Schönheitsgefühl eine Wahrnehmung des Überirdischen, Unendlichen sein. Da komme nun evolutionistische Philosophie und lehre mit der schlichten Weisheit einer Köchin, daß der Pflaumenklob, so wie er rauchend auf den Tisch kommt, freilich nicht zu begreifen und nicht zu erklären sei; er sei aber nicht immer in seiner Rundheit ohne Ende und in seiner Ganzheit ohne Öffnung das Sinnbild der Ewigkeit gewesen, sondern habe sich als schmeidiger Teig ganz natürlich und ganz fahlich um die Pflaume herumgelegt, womit denn das Mysterium aufhöre, ein Mysterium zu sein. Wie die Moral, wie die Vorstellung von Zeit, Raum und Kausalität, so dürfe man auch den Schönheitsbegriff nicht in seiner heutigen Vollendung betrachten, sondern müsse, um ihn zu verstehen, untersuchen, wie er zu dem geworden ist, was er jetzt ist.

Ohne Zweifel ist dies im großen und ganzen richtig und vernünftig. Man kann dem geistreichen Skeptiker nur Dank wissen, daß er mit dieser scharfen, unvorderstehlichen Logik eine kräftige Anregung gegeben hat, die auf so vielen anderen Gebieten so fruchtbare evolutionistische Denkwiese auch auf das Gebiet der Ästhetik zu übertragen. An der Art aber, mit der er dies versucht, an dem ästhetisch-philosophischen System, das er dabei in den Grundzügen entwirft, zeigt sich eben die Unzulänglichkeit und teilweise Verfehltheit der bisherigen Evolutionstheorie am deutlichsten. Auch ist er mit seiner sonstigen, hiervon unabhängigen Dialektik gar nicht so glücklich, wie man es anderswo bei ihm gewohnt ist; er begeht Fehler, die man dem sonst so schneidigen und gewandten Denker gar nicht zugestanden hätte, und die man sich eigentlich nur aus seiner blinden Voreingenommenheit für die Darwinische Theorie erklären kann.

So ist es schon nicht ganz richtig, wenn er noch im Eingange des hier in Rede stehenden Essay behauptet, daß die so außerordentlich mannigfaltigen Empfindungen, die wir als ästhetische gelten lassen, auf keine andere Einheit zurückführbar seien, als die, daß sie sämtlich das Gegenteil von Unlustempfindungen sind. Gewiß sind alle ästhetischen Empfindungen das Gegenteil von Unlustempfindungen. Aber dieses Gegenteil von Unlustempfindungen ruft auch schon alles das hervor, was einen (von einem gewissen Bedürfnis abhängigen) Wert hat, also nicht allein das Schöne, sondern auch das Nützliche. Das Schöne wird also gleich von vornherein mit dem Nützlichen „zusammengequirlt“, obgleich Nordau soeben kurz vorher feierlich gelobt hat, daß er — „anstatt die Bestandteile des zusammengesetzten Phänomens noch eifriger durcheinander zu quirlen und sie durch einen Aufguß von „metaphysischer Unendlichkeitsbrühe“ noch unkennlicher und scheinbar gleichförmiger zu machen“ — daß er sie im Gegenteil „aufmerksam auseinander lesen“ und „jedem seine ursprüngliche Physiognomie wiedergeben“ wolle. Nordau stellt sich hier auf den Standpunkt des gemeinen Mannes, der da sagt, daß z. B. 100000 Mark jährliches Einkommen eine „schöne“ Sache sei. Mit diesem Begriff der Schönheit kann sich aber doch eine wissenschaftliche Ästhetik nicht zufrieden geben.

Wenn es schon Schiller für absurd und lächerlich erklärt

hat, das Schöne mit dem Nützlichen im moralisch guten Sinne in einen Topf zu werfen — wie es zu seiner Zeit bekanntlich noch vielfach geschah — so ist es noch viel abförender und lächerlicher, das Schöne mit dem Nützlichen im gewöhnlichen, gemeinen Sinne „zusammenzuquirlen.“ Nordau „quirlt“ aber nicht nur auf die ange deutete Weise das Schöne mit dem Nützlichen durcheinander — nein, er führt sogar, wie wir in der Folge sehen werden, das Schöne auf das Nützliche zurück.

So glaubt er die Darwinische Nützlichkeitstheorie oder Opportunitätstheorie, speziell das Prinzip von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein heranziehen zu müssen, um uns zu erklären, warum z. B. Rosenwürste angenehm (ästhetisch) und Fäulnisgase unangenehm (unästhetisch) auf unser Geruchsorgan wirken. Da dieses Beispiel zugleich typisch ist für die Art und Weise, in der Nordau die Resultate der modernen Naturwissenschaft auf die Ästhetik angewandt wissen will, so wollen wir etwas näher darauf eingehen, obwohl es eigentlich nicht der Mühe wert ist. Am Schlusse einer — übrigens unnötig breiten — Auseinandersetzung, wie nach seiner Ansicht Lust- und Unlustempfindungen aufzufassen wären und woher diese stammten, sagt er wörtlich: „Ein Wesen, dem beide Düfte gleichgültig waren oder das gar den Fäulnisduft vorzog, scheute die Orte nicht, wo Verwesungsvorgänge stattfanden; es atmete giftige Gase, als vielleicht faulige Stoffe, welche Leichengift (die sogenannten «Ptomaine») enthielten, kam mit Mikroorganismen in Berührung, die in ihm gefährliche, leicht sogar tödliche Krankheiten hervorriefen, und mußte früher oder später der Verkimmerung und dem Untergange anheimfallen. Ein Wesen dagegen, in welchem Fäulnisduft unangenehme und Rosenduft angenehme Empfindungen hervorrief, vermied alle Schädlichkeiten, die in Begleitung des ersteren auftreten, und suchte mit Vorliebe im Frühling und Sommer warme und sonnige Stellen im Freien auf, was seiner Gesundheit offenbar sehr zuträglich war. Es gedieh und brachte kräftige Nachkommen hervor, die durch größere Stärke und Fruchtbarkeit bald die Nachkommen des Wesens verdrängen mußten, welches Fäulnisduft nicht als unangenehm oder gar als angenehm empfand, so daß es heute nur noch Menschen giebt, denen im gesunden Zustande des Nervensystems Fäulnisduft unangenehm, Rosenduft dagegen Lustempfindungen giebt.“ Jedem unbefangenen Denkenden muß dieser langatmige und überaus künstliche Erklärungsversuch mit seinen gleichsam an den Haaren herbeigezogenen Argumenten wie ein schlechter Scherz vorkommen, der gar keiner ersten Widerlegung bedürftig ist. Wie geht es denn hiernach zu, daß in kranken, abnormen Zuständen des Nervensystems Blumendüfte oft bei ein und derselben Person bald angenehme, bald unangenehme Wirkungen hervorrufen, daß auch bei normalen, kräftigen Rassen und Individuen, die also bis jetzt nicht ausgestorben sind, mitunter ein und derselbe Stoff angenehm und unangenehm riecht? Hängt dies auch mit der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein zusammen? Sind denn übrigens alle unangenehm riechenden Stoffe schädlich und angenehm riechende nützlich? Riechen nicht mitunter gerade sehr giftige Stoffe recht angenehm?

Nordau vermerkt dann weiter — was der crakten Methode der modernen Forschung durchaus nicht gemäß ist — diese physiologischen Momente der ästhetischen Empfindungen mit den psychologischen, indem er an der soeben citierten Stelle fortfährt: „Verstärkt wird diese Wirkung beider Düfte dann noch durch die Gedanken-Verbindungen, welche sie anregen. Mit dem Fäulnisduft verbinden wir nämlich die Vorstellung von Erscheinungen, welche mit Tod und Vernichtung des Organismus zusammenhängen, mit dem Rosenduft die Vorstellung der Jahreszeit, in welcher die Nahrung des Naturmenschen reichlich zu werden begann, die Wärme wiederkehrte und sein Leben überhaupt leichter und angenehmer wurde.“ Gehe wir auf eine Widerlegung bezw. Berichtigung jenes wunderbaren Nordaueschen Erklärungsversuchs ein, wollen wir zuvor unsere Ansichten über das Was, Wie, Wo und Warum der

ästhetischen Empfindungen ebenfalls von einem modern-naturwissenschaftlichen, aber durchaus anderen als Darwinistischen Standpunkte aus, darlegen. Es wird sich dabei zeigen, wie jene physiologischen mit den psychologischen Momenten der ästhetischen Empfindungen unter ein und demselben einheitlichen Gesichtspunkte erscheinen, durch ein und dasselbe Prinzip — soweit es überhaupt möglich — sich erklären lassen, und zwar auf die einfachste, natürlichste Weise, ohne die Argumente, wie Nordau, sozusagen an den Haaren herbeizuziehen.

Zunächst muß in der allerbestimmtesten Weise der beschränkten, übertrieben nüchternen Auffassung der Darwinianer entgegengetreten werden, daß alle und jede Lebensbethätigung des Individuums die Selbsterhaltung oder Erhaltung der Art zum Zweck habe. Es giebt Lebensbethätigungen genug, sowohl in der Natur wie im Menschenleben, die ihren Zweck nur in sich selbst haben, reine Luxusproduktionen sind und nicht der Erhaltung, sondern der Erhöhung des Daseins dienen. Es handelt sich eben nicht immer und ewig, unter allen Umständen um Sein oder Nichtsein, um das elende nackte Leben, sondern oft auch um höheres und schöneres Sein, um den Lebensgenuß rein an sich selbst, ohne Beziehung auf irgend welchen Nutzen für die Selbst- oder Arterhaltung. Hierüber hilft keine noch so feine Sophistik der Darwinianer hinweg. Beim Kultur-Menschen, beim Kultur-Tiere und der Kultur-Pflanze läßt sich in vielen Fällen dieser Luxus, der nichts mit dem Kampfe ums Dasein, der Selbst- oder Arterhaltung zu thun hat, direkt und ohne den mindesten Zweifel nachweisen. Nicht so beim Natur-Menschen, dem Natur-Tiere und der Natur-Pflanze. Hier ist in der Regel das Schöne, der Luxus, mit dem Nützlichen mehr oder minder kompliziert, oft derartig, daß sich beide nur schwer oder gar nicht begrifflich voneinander trennen lassen. Eben deshalb konnten sich auch die Darwinianer in gewissen Fällen dadurch herausreden, dadurch aus ihrer offensibaren Verlegenheit helfen, daß sie das Schöne in der Natur, wo es sich nicht wegleugnen ließ, auf den Nutzen für die Selbst- oder Arterhaltung zurückzuführen suchten. Das ist aber eben absurd. Das Bedürfnis nach Lebensgenuß, nach Erhöhung und Verschönerung des Daseins ist ebenso gut ein Grundtrieb der Lebewesen, wie der Selbst- oder Arterhaltungstrieb, ist ebenso stark, ja unter Umständen noch stärker als dieser. Wenn Max Nordau seine ebenfalls in dem hier citierten Essay versuchte Erklärung der Trunksucht und ähnlicher Laster — anstatt auf die Darwinische Theorie von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein — auf diesen Grundtrieb gegründet hätte, so wäre er damit offenbar viel glücklicher gewesen und würde nicht auch hier auf so überaus künstliche, weit hergeholtte Argumente verfallen sein.

Dieser Grundtrieb der Lebewesen, ihr Dasein zu erhöhen und zu bereichern, tritt nicht etwa nur unter außerordentlich günstigen klimatischen und anderen Lebensbedingungen auf.

„Selbst der Eskimo  
 Ist seines Lebens froh“

heißt es sehr charakteristischweise im Volksmunde.

Wenn man den Darwinianern aufs Wort glauben wollte, so müßte das Leben eines jeden Individuums stets und ständig ein wüster, wütender Kampf ohne jede Unterbrechung und ohne jede Ruhepause sein. In der That müssen sie dies auch annehmen, wenn sie nicht mit ihrem eigenen System in Widerspruch geraten wollen. Es ist dies aber durchaus nicht immer und unter allen Umständen der Fall. Und selbst wenn es unter den jetzigen, durch die hohe menschliche Kultur ganz abnorm verschobenen Konstellationen von äußeren Umständen für gewisse Tier- und Pflanzengattungen thatsächlich so wäre, wenn diese thatsächlich jede Minute für das bare nackte Leben zu kämpfen hätten, so dürften solche, wenn auch noch so häufige Beobachtungen durchaus noch keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, sich nicht als die ausnahmslose Regel hinstellen, die das eigentliche Lebensprinzip repräsentiere. Dies vorausgeschickt, wollen wir nunmehr unsere Ansichten über das Wesen des Schönen darzulegen suchen.

Sobald der sogenannte Kampf ums Dasein, um die materiellen Vorbedingungen der bloßen Existenz an Intensität und Extensität nachläßt, werden Kräfte verfügbar, die gebieterisch nach Bethätigung verlangen und sich auf irgend eine Weise auch bethätigen müssen, wenn der Gesundheitszustand des Individuums nicht darunter leiden soll. Ist ihnen kein Bewegungsraum, keine Bethätigungsmöglichkeit irgend welcher Art gegeben, so fühlt sich das betreffende Lebewesen ebenso unglücklich, ja noch unglücklicher, als wenn es alle seine Kräfte ohne jeden Uberschuß im Kampfe ums Dasein aufbrauchte, beständig arbeiten oder schlafen müßte. Es langweilt sich, wie man gewöhnlich sagt, und man spricht ja betamntlich von unerträglicher, tödlicher Langeweile. Je stärker, lebenskräftiger das Individuum, je gewaltiger an Extensität und Intensität seine Lebensenergie überhaupt, und je größer besonders der unverbrauchte Uberschuß ist, desto gebieterischer, heißer ist das Verlangen nach angemessener Bethätigung.

Wenn nun irgend etwas so auf das Individuum einwirkt, daß die ruhenden, verfügbaren Kräfte — seien dies nun Nerven- oder Muskelkräfte — in möglichst zwanglose Thätigkeit versetzt werden, so empfindet, fühlt, handelt, denkt u. d. das Individuum ästhetisch, schön, oder wie man es nennen mag: das Lebewesen freut sich seines Daseins, der ungezwungenen freien Bethätigung seiner Kräfte. Hieraus ergeben sich sofort, auf die einfachste natürlichste Weise, alle die „Was“, „Wie“, „Wo“, „Warum“ des Schönen in Natur- und Menschenleben.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Schicksal des Zonentarifs.

Von  
 Eduard Engel.

Lehrhaft kann ich wenigstens nicht mehr über den Zonentarif und seine Gegner schreiben. Ich habe es bisher gethan und mich dabei weit mehr als meiner Gesundheit zuträglich geärgert. Jetzt aber ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich die Früchte meiner Bemühungen um die Einführung eines auch für Nichtkommerzienräte erschwinglichen Fahrpreises auf der Eisenbahn zu ernten beginne: ich bin wieder im Stande, dem Benehmen der Eisenbahnverwaltung mit fröhlichem Humor zuzuschauen.

Wer mir das vor bald zwei Jahren gesagt hätte, als ich die Druckbogen meines Buches „Eisenbahnreform“ verbesserte! In zwei Jahren ist es also doch dem Ausprechen einer einfachen Wahrheit gelungen, die fünfzigjährige Trägheit der Eisenbahnbureaokratie so zu erschüttern, daß man heute den noch bestehenden Personentarif mit einem mitleidigen Achselzucken betrachtet, und daß es in Deutschland selbst keinen einzigen Eisenbahnminister, Eisenbahndirektor und Abgeordneten mehr giebt, der sich einbildet, der jetzige rohe Entfernentarif werde noch lange aufrecht erhalten bleiben. Ich habe mir in einer besonderen Mappe so ziemlich alles gesammelt, was von den Herren Eisenbahnsachmännern nach dem Erscheinen meines Buches „Eisenbahnreform“ an Verhöhnungen und Witzeleien gegen mich geleistet worden. Es wird sehr erbaulich zu lesen sein, wenn ich die saftigsten Proben eisenbahnsachmännischen Dünkels später einmal in einem von mir längst geplanten Büchlein zum besten gebe: „Die Entwicklung des Zonentarifs. Ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Dummheit.“ Es ist nämlich mit dem Zonentarif ganz genau ebenso gegangen wie seiner Zeit mit der Einführung des Pennyportos für Briefe, und nicht viel anders als mit der Einführung der Eisenbahnen überhaupt. All der Unsinn, manchmal fast mit denselben Worten, der gegen die Notwendigkeit der Eisenbahnen gesprochen und geschrieben wurde, Unsinn oft aus hochgebietendem Munde, hat sich in diesen letzten zwei Jahren beim Zonentarif wiederholt. Aber jetzt ist es damit zu Ende. Wer zuletzt lacht,

lacht am besten, und ich gehöre entschieden diesmal zu denen, welche zuletzt lachen. Für den bestehenden Kilometerarif wagt nicht ein einziger Schriftsteller, nicht ein einziger Abgeordneter mehr öffentlich einzutreten, und selbst die Regierungen in Deutschland sind zu dem Bekenntnis gezwungen, daß sie irgend eine Reform planen, nur verraten sie noch nicht, welche.

Leider ist Deutschland in dieser Frage weit zurückgeblieben, wenigstens das amtliche Deutschland. Der Eisenbahnschlendrian ist offenbar der schwerst zu besiegende von allen Gattungen des Schlendrians. Selbst das Beispiel Ungarns mit seinem Zonentarif, der zwanzig Prozent mehr Einnahme, hundertsechsig Prozent mehr Verkehr als früher erzeugt und nicht einen Gulden mehr Ausgaben verursacht hat, hat nicht ausgereicht, um unsere Eisenbahngebieten aus ihrer erbahenen Ruhe aufzuwecken. Das preussische Abgeordnetenhaus hat allerdings sozusagen „etwas gethan“; es hat nämlich das gethan, was die meisten Parlamente thun, wenn sie selbst nichts thun wollen: es hat eine Kommission eingesetzt! Herauskommen wird dabei schwerlich etwas, weil die Mehrheitsparteien im Abgeordnetenhaus einer gründlichen Eisenbahnreform abhold sind und in diesem Widerstreben von der bisherigen Eisenbahnleitung unterstützt werden. Aber das ist eben das Wunderbare an der Bewegung zu Gunsten des Zonentarifs, daß sie weder nach Kommissionen, noch nach Parlamenten, noch selbst nach Ministern mehr etwas fragt: die Wahrheit der Dinge schreitet über alle dergleichen Widerstände triumphierend weg.

„Nichts hat solchen Erfolg wie der Erfolg.“ Ich hätte zehn solche Bücher schreiben können wie meine „Eisenbahnreform“, und es stände noch heute mit den Fahrpreisen wie vor zwei Jahren. Da kam der glänzende Erfolg des Zonentarifs in Ungarn und bewies, unendlich wirksamer als ich es je gethan, daß man die reiseflustige Bevölkerung nur durch einen ganz billigen Tarif in die Waggonen locken kann, und daß ein billiger Tarif unter Umständen der finanziell einträglichere sei. Hätten die Eisenbahnverwaltungen Deutschlands nur den kleinsten Versuch machen wollen auf irgend einer Zweiglinie, so hätten sie sich von der Wahrheit jener einfachen Grundsätze selbst überzeugen können. Aber sie waren viel zu sehr eingenommen von der Unübertrefflichkeit ihrer Verwaltungsart, um es einmal mit irgend etwas Neuem zu versuchen, nachdem es ja fünfzig Jahre mit dem alten Schlendrian auch gegangen war, allerdings kümmerlich genug, aber doch gegangen. Man hatte doch eine Art von Personenverkehr gehabt; daß von hundert angebotenen bewegten Plätzen im Durchschnitt sechsundsiebzig leer gefahren werden, war sehr unangenehm, aber das mußte wohl in irgend einem Naturgesetz begründet sein. Daß dieses Naturgesetz nur das Gesetz der Trägheit war, kam den Herren Eisenbahndirektoren nicht in den Sinn.

Und nun folgt am 1. Juni die österreichische Staatsbahnverwaltung mit ihrem aus Kreuzertarif und Zonentarif gemischten neuen System. Das ist schon etwas anderes als das ungarische Beispiel. Osterreich wird man im preussischen Abgeordnetenhaus bei der demnächstigen Eisenbahnberatung nicht ganz so geringschätzig zu behandeln wagen wie Ungarn. Keinem Menschen, der sich um diese Dinge gekümmert hat, ist es einen Augenblick zweifelhaft, daß auch der neue österreichische Personentarif einen großartigen Erfolg bedeuten wird. Was wird alsdann in Deutschland geschehen?! Man wird noch ein Weilchen, aber nur ein kurzes Weilchen, abseits stehen und zuschauen. Es wird den bisherigen Eisenbahnsachmännern schwer ankommen, zu bekennen, daß sie sich geirrt haben, als sie der Einführung eines billigen Personentarifs widerstanden. Aber sie müssen die Reform der Nachbarländer nachmachen, oder sie verschwinden von ihrem Posten. Diese Bewegung ist schon viel zu weit vorgeschritten, als daß es noch irgend eine Verwaltung in der Hand hat, durch lange Vorberatungen in Kommissionen die Reform wieder auf Jahre hinaus zu verschieben. Mit Jahren wird überhaupt in dieser Frage nicht mehr gerechnet. Dieser eine bevorstehende Sommer unter der Herr-

schaft des Zonentarifs in Osterreich und Ungarn wird die Frage des Zonentarifs für Deutschland und damit wahrscheinlich für ganz Europa entscheiden.

Das deutsche Publikum und die deutsche Presse haben hierin ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen. Beide, indem sie von jetzt ab unablässig und mit dem gehörigen Nachdruck die Forderung erheben, daß der verkehrsförderliche, kulturhädliche Entfernungstarif abgeschafft werde. Das reisende Publikum aber noch in ganz besonderer Weise. Es kam vom 1. Juni ab eine große Anzahl von Reisen, besonders von Vergnügungsreisen, machen, ohne die deutschen Eisenbahnverwaltungen zu bemühen. Sobald die österreichische Staatsbahn den Kreuzer-Zonentarif eingeführt hat, wird man von Berlin sogar nach München billiger über Osterreich fahren, wenn auch mit einem Umwege. Nach Salzburg aber z. B. und nach Tirol wird man sogar ohne nennenswerten Umweg zu weit billigeren Preisen fahren können, wenn man es den Herren Direktoren und Räten der deutschen Eisenbahnverwaltungen überläßt, ihre Waggonen mit ihren eigenen Personen zu füllen und sich darin spazieren fahren zu lassen. Eine Reise z. B. von Berlin nach Oberitalien wird man in Zukunft machen können unter sorgfältiger Vermeidung der bayrischen Eisenbahnen. Es wird dem Reisenden diese Vermeidung nicht sauer ankommen, denn die bayrischen Eisenbahnen sind bekanntlich die teuersten (für Schnellzüge) und die langsamsten in Mitteleuropa. Für die gelegentlichen Eisenbahnunglücksfälle auf bayrischen Bahnen wird allerdings von der Verwaltung kein besonderer Preiszuschlag erhoben. Ich bin sehr überzeugt, ich brauche es dem Publikum kaum noch besonders ans Herz zu legen, daß es die Einführung des Zonentarifs in Deutschland durch die Benutzung der ungarischen und österreichischen Linien beschleunigen möge. Es ist wunderbar, wie fündig das Publikum ganz aus dem Eigenen ist, wenn es gilt, einer ungerechtfertigten Zumutung der Eisenbahnverwaltungen zu entgehen. So schlau auch die Verwaltungen sein mögen in der Ausklügelung immer neuer Verkehrrschikanen und Vertenerungen, das Publikum ist noch viel schlauer und entdeckt billige Wege, an welche ein Eisenbahndirektor niemals gedacht hat.

Betrübend ist es immerhin für den deutschen Vaterlandsfreund, daß er zusehen muß, wie fremde Länder — in neuester Zeit sogar Rumänien — eine Verkehrsreform mit gutem Erfolg bei sich einführen, von deren Segnungen wir ausgeschlossen bleiben sollen. Dabei giebt es in ganz Europa kein einziges Land, in welchem sich eine vernünftige Reform der Personentarife mit solcher Leichtigkeit durchführen ließe, wie gerade Deutschland. Aber neunzig Prozent sämtlicher Eisenbahnen Deutschlands sind jetzt schon Staatsbahnen, darunter das ungeheure preussische Staatsbahnetz, welches allein viel größer ist als das gesamte österreichische. Es bedürfte zur Einführung eines vernünftigen Tarifs in Preußen nicht der langweiligen Verhandlungen, die demnächst in Osterreich zwischen dem Staat und den Privatbahnen werden erfolgen müssen. Ein Wink des Ministers, und die Reform wäre da. Der Wink wird kommen, kein Zweifel daran! Noch ist der Zeitpunkt nicht vorüber, in welchem die Durchführung der Reform in Preußen ein Zeichen von Thakraft und Verständnis für die Forderungen des Verkehrs sein würde. Hat erst in Osterreich der Zonentarif sich bewährt, so muß ja Preußen folgen; nur daß die Reform dann ohne Sang und Klang eingeführt werden muß, und der Minister, der sie einführt, jedes Ruhmes seiner That bar sein wird.

Wollte ich schadenfroh sein in einer so wichtigen Sache wie diese, so könnte ich sagen: Ihr habt anfangs mit Überlegenheit gespottet über einen Vorschlag, der doch nichts weiter war als die Anwendung längst erprobter Verkehrsgeetze auf den Eisenbahnverkehr. Jetzt steht euch das wenig rühmliche Verfahren bevor, anderen Verwaltungen einfach nachzuhinken, ungefähr so wie seiner Zeit das Pennyporto nach und nach auch von den weniger civilisierten Staaten eingeführt wurde.

Eine mit Leidenschaft zu erörternde Frage ist der Zonen-

tarif für Deutschland nicht mehr. Ob er im Jahre 1891 oder vielleicht erst 1892 bei uns eingeführt wird, darüber kann man sich nicht sonderlich erhitzen. Nachdem wir zweifundfünfzig Jahre gewartet haben auf einen Tarif, der dem Wesen des Eisenbahnverkehrs wirklich entspricht, werden wir wohl noch zwei Jahre zur Not warten können. In der Zwischenzeit können wir ja bei unseren östereichischen Landsleuten und Verbündeten uns auf die praktische Anwendung des Zonentarifs vorbereiten.

Freilich, der Schaden ist kaum mehr gut zu machen, daß die Eisenbahnverwaltungen inzwischen in Deutschland beim Publikum in Mißkredit gekommen sind. Im Publikum weiß man sehr gut, daß jetzt nichts anderes mehr dem Zonentarif im Wege steht als die bureaukratische Hartnäckigkeit. An die Vernünftigkeit der jetzigen Tarife glaubt längst kein Mensch mehr. Nachdem man sich über fünfzig Jahre lang fast ohne Wurren den Verschwendungstarif auf den Eisenbahnen hat gefallen lassen, rächt man sich jetzt überall an den Verwaltungen. Gewisse Zeitungen haben geradezu einen hübschen neuen Sport erfunden, um ihre Leser auf Kosten der Eisenbahnverwaltungen zu belustigen: sie haben eine besondere Rubrik „Tarifmerkwürdigkeiten“ eingeführt und erzählen darin die unglaublichsten, leider aber nur zu wahren Dinge von der Art, wie die Verwaltungen die Fahrpreise festsetzen. Die Fälle, in denen ein direktes Billet zwischen zwei Stationen wesentlich teurer zu stehen kommt, als zwei Billets für die entsprechenden Teilstrecken, lassen sich überhaupt nicht mehr zählen; sie sind fast die Regel. Ganz das Nämliche gilt für Rückfahrbillets. In welchen Fällen zweckmäßiger ein Rückfahrbillet oder ein Rundfahrbillet zu nehmen ist, kann nur durch die feinsten Berechnungen ermittelt werden. Kurz, es herrscht heute in den Fahrpreisen der Eisenbahnen die vollständigste Anarchie. Noch behelfen sich die deutschen Verwaltungen durch allerhand kleine Fickereien und Stüdeleien; namentlich wird fortwährend an den sogenannten Vergünstigungsbillets gequacksalbert. Es hilft aber alles nichts mehr: das Publikum beruhigt sich durchaus nicht bei dergleichen Zugeständnissen, wie z. B. daß die Rundfahrbillets jetzt auch für Nichtrundfahrten benutzt werden dürfen. Das sind nur kleine Späße, wie die Tonnen, welche die Walzfischfänger dem Walfisch zum Spiel hinwerfen, um ihn zu beschäftigen und seine Aufmerksamkeit abzulenken. Aber der Walfisch und das Publikum halten ihre Augen jetzt weit offen. Es liest fast Tag um Tag von den Erfolgen der billigen Tarife in anderen Ländern oder von der Einführung des Zonentarifs rings um Deutschland, und es hat nicht die geringste Ehrfurcht mehr vor der Tarifweisheit der deutschen Eisenbahnverwaltungen. Es ist wahrhaft belustigend, wie kritisch seit einiger Zeit dieses selbe Publikum geworden ist auf einem Gebiet, auf dem ein halbes Jahrhundert hindurch die Herren Eisenbahnsachverständigen ganz unumschränkt und widerspruchslos geherrscht haben. Und erstaunlich, wie sich jetzt die kleinen und die großen Parlamente in Deutschland auf einmal mit einer Frage beschäftigen, welche früher für sie überhaupt nicht vorhanden war: mit den Personentarifen.

Neues den Lesern dieser Zeitschrift über den Zonentarif zu sagen, ist mir unmöglich; die Tageszeitungen sorgen ja dafür, daß jede neue Entwicklungsstufe in irgend einem Lande sofort bekannt wird. Nur das wollte ich zum Trost für die deutschen Leser einmal aussprechen, nicht mehr als eine Prophezeiung, sondern als eine unerschütterliche Wahrheit: der Zonentarif, oder wie man ihn nennen mag, aber jedenfalls ein bedeutend billigerer Tarif als der jetzige Kilometertarif von acht, sechs, vier, zwei Pfennige für Personenzüge und entsprechend teureren Preisen für Schnellzüge, steht unmittelbar vor der Thür, auch für Deutschland. Was offiziöse Zeitungen noch dagegen reden, hat nichts mehr zu bedeuten, das sind nur noch Anachronismen. Eine kräftige Bewegung aus dem Publikum durch Massenpetitionen wäre zwar recht wünschenswert, um die Einführung des Zonentarifs um ein halbes oder ganzes Jahr zu beschleunigen, indessen notwendig ist auch sie

nicht mehr. Während man noch in Deutschland für und gegen den Zonentarif schwätzt und schreibt, wird er auf den Eisenbahnlagen Ungarns, Rumäniens und demnächst Oesterreichs für uns mit erprobt. Die Rundfahrbillets und ähnliche noch vor wenigen Jahren für große Erregenschaften gehaltene Vergünstigungsbillets werden in wenigen Jahren die Freude des Sammlers machen. „Es will ein Neues werden;“ die Zeit der Freizügigkeit der Menschheit auf der Eisenbahn bricht an. Das Wort Friedrich Wilhelms IV. über die Eisenbahn wird endlich eine Wahrheit: „Den Karren hält keine Macht der Welt mehr auf!“ Vor allem nicht mehr ein Verschwendungstarif.

## Scheimnisse der Spiritisten.

Von  
Hildegard Nilson. (Fortsetzung.)  
V.

Das Kunststück des Mr. Slade. — Unser Kasten.

Das Geheimnis des Mr. Slade kann ich der Öffentlichkeit mit um so leichterem Herzen preisgeben, als keinerlei Vertrauensbruch und nicht das leiseste Unrecht mit dieser Indiskretion verbunden ist. Ich habe niemals den Vorzug gehabt, mit Mr. Slade zusammen zu arbeiten, und darf darum aus der Schule plaudern; freilich habe ich dafür auch nicht selbst beobachten können, und gebe hier im wesentlichen nur wieder, was mein Eduard in seinem geschäftlichen Verkehr mit Slade herausgebracht hat. Unsere Kenntnisse konnten uns nämlich nichts nützen, weil sie erst durch eine besondere körperliche Befähigung des Meisters anwendbar gemacht werden können. Und schaden werden meine Enthüllungen dem guten Engländer auch wohl nicht, weil die Spiritisten die einfachste Erklärung niemals glauben und ein abgefaßtes Medium, als einen Märtyrer ihrer heiligen Sache, nur noch besser bezahlen. Wäre ich z. B. nur ein einziges Mal von einem Prinzen oder auch nur von einem böswilligen Schriftsteller entlarvt worden, so müßte ich mir auch jetzt nicht mein Brot als Goldschreiberin verdienen.

Dem Herrn Slade aber ist eine Bloßstellung vor dem geehrten Publikum zu gönnen. Seitdem ein berühmter Professor der Astronomie dicke Bücher über ihn geschrieben hat, ist er gegen uns hochmütig geworden. Er hält sich seitdem für einen Stern erster Größe, pflegt Eduard zu sagen; ich glaube jedoch, daß nicht Mr. Slade verückt war, sondern der berühmte Professor der Astronomie. Wenn man gar bedenkt, daß Slade mit seinem kleinen Kunststück und mit einem bißchen Stöhnen täglich mehrere hundert Mark verdient hat, während ich mich für das bißchen Nahrung von früh bis spät abplagen mußte, so steigt die Wage meines englischen Kollegen, und im Dienste der Aufklärung verrate ich freudig, was ich von ihm und seinem Vorleben weiß.

Mr. Slade wurde als Knabe zu einem Kautschutfmann ausgebildet. In seinem sechzehnten Jahre brach er bei einer Sonntagsvorstellung im Circus den linken Arm und behielt von dem Unfall eine solche Steifheit des Gliedes zurück, daß er umstalteln und eine andere Specialität suchen mußte. Er blieb Artist und bildete sich zum Fußkünstler aus. Bei seinen Produktionen hatte er von jetzt ab die Arme vor die Brust gebunden, und in den Reklamen hieß es, der unvergleichliche Künstler sei ohne Arme auf die Welt gekommen und habe, aus der Not eine Tugend machend, mit den Füßen schreiben, malen, essen und trinken, jonglieren und Billard spielen gelernt. Er arbeitete in Deutschland unter dem Namen Raphael ohne Hände. Wann und wie er dazu kam, dem Circus Lebewohl zu sagen und seine seltenen Gaben dem Spiritismus zur Verfügung zu stellen, das habe ich nicht genau erfahren können. Jedenfalls hat ihn ein amerikanischer Manager angeleitet; denn

dort trat er zum erstenmal auf, und heute noch schreiben seine Geister amerikanische Redensarten nieder. Während wir gebildeten europäischen Medien genötigt sind, fortwährend historische Studien zu treiben, während unverständige Vereinsgenossen von uns Niederschriften in allen alten und neuen Sprachen verlangen, bekommt so ein amerikanischer Humburger zehn und zwanzig Mark und mehr für eine mühelose Sitzung von zehn Minuten. Da fühlt man sich doch gedrängt, der Göttin Wahrheit zu opfern und dem gefährlichen Mann ein wenig sein Geschäft zu verderben.

Der gütige Leser wird, sofern er nicht selbst Spiritist ist, das Geheimnis Slades bereits erraten haben. Er macht ganz einfach alle seine Kunststücke mit den Füßen. Hunderte von mißtrauischen Besuchern, Gelehrte und Journalisten, die ihn entlarven wollten, haben ihm seine Sitzungen mit Golde bezahlt und nichts entdeckt, weil sie unaufhörlich auf seine Hände saßen, die groß und grob sind und sich nicht für das leichteste Kunststück eignen. Diese Besucher hätten aber bei schärferer Aufmerksamkeit bemerken müssen, daß Slade einen unhörbaren Gang hat; er schleicht über den Teppich des Gasthofzimmers, in welchem er seine Sache zum besten giebt, wie eine Kage, und seine Bewunderer sind so einfältig, diese Geräuschlosigkeit seines Auftretens geisterhaft zu finden. Ja, Geister! Wenn das Wort nur genannt wird, so folgt auch gewiß eine Dummheit hinterher.

Slades Füße sind auf ganz eigentümliche, zweckdienliche Art bekleidet. Von oben sind sie wie von Schuhen bedeckt, welche aber keine Sohlen haben und nur unter dem Spann von feinen Lederrriemen zusammengehalten und am Fuße befestigt werden. Dieser selbst steckt in einer Art von Halbsoden, welche unsern Halbhandschuhen ähnlich sehen und den ganzen Vorderfuß freilassen. So kann Slade, während er ganz gewöhnliche Schuhe zu tragen scheint, mit den nackten Zehen unter dem Tische im buchstäblichen Sinne des Wortes hantieren. Sein bekanntes, bis jetzt unerklärlich gewesenes Kunststück verliert, wenn man dies erfahren hat, jeglichen Reiz. Viele haben gesehen und die meisten haben erzählen hören, wie er die linke Hand auf dem Tische liegen läßt, mit der rechten aber die Schiefertafel oder zwei zusammengeschnürte Schiefertafeln unter die Tischplatte hält, wo dann bald das Gefrösel einer kleinen Griffelspitze zu hören ist. Es ist unmöglich, mit einer Hand zugleich die Schiefertafel festzuhalten und darauf zu schreiben, es ist ganz und gar unmöglich, mit einer Hand die verschmürten Tafeln voneinander zu lösen. Mit seinen Füßen aber, welche er genau so zu benutzen weiß, wie gewöhnliche Menschen ihre Hände, besorgt Mr. Slade das alles in der einfachsten Weise. Er nimmt die Schiefertafel sofort mit dem linken Fuß in Empfang, löst eventuell den Knoten auf und schreibt, während die linken Zehen die Schreibrtafel festhalten, mit der rechten Hand ganz kalligraphisch die Eingebungen seiner amerikanischen Spirits hin. Gegen ein höheres Honorar zeichnet er auch etwas auf, wie er es früher im Circus gethan hat. Als einmal ein skeptischer Geist — es war ein reicher mecklenburgischer Gutsbesitzer — plötzlich unter den Tisch sehen wollte, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, da war Slade schneller als der dicke Herr, der ihn überraschen wollte. Mit einer sehr geschickten Fuß- und Handbewegung zerschmetterte Mr. Slade die Schiefertafel, und dem verdutzten Mecklenburger flogen die Splitter um die Nase; sonst bekam er nichts zu sehen, und er bezahlte willig dem Engländer, der von heftigen Herzkämpfen befallen zu sein schien, ein bedeutendes Schmerzensgeld.

Den größten und wohlfeilsten Erfolg erzielt Slade, wenn er die Schiefertafel, wie es in den spiritistischen Schriften heißt, frei durch die Luft fliegen läßt. Die Geschichte ist lächerlich einfach. Während seine linke Hand auf dem Tisch liegen bleibt und die rechte am Tischrande sichtbar ist, wo sie scheinbar die Schiefertafel festhält, hat das Medium die Tafel mit dem linken Fuße gefaßt, und indem es sein langes Bein ausstreckt, zeigt es dieselbe mit gespenstischer Schnelligkeit am entgegen-

gesetzten Ende des Tisches. Mein Eduard hat mir erzählt, daß die Besucher von dieser Manifestation des Geistes jedesmal ganz verblüfft waren. Am lustigsten ist es aber, daß bei der Schnelligkeit der Bewegung der vordere Fuß mitunter mit samt der Tafel über dem Rande des Tisches sichtbar wurde, und daß dann die Zuschauer jedesmal eine elegante Frauenhand zu sehen glaubten. Die einen, welche das Schuhleder gesehen hatten, sprachen von einer zarten Frauenhand in schwarzem Glacehandschuh; die andern hatten die nackten Zehen erblickt und bewunderten das unbekleidete Händchen. Allen voran schwärmt der berühmte Professor der Astronomie für die braunen Geisterhände, welche in Wirklichkeit Mr. Slades gut gebaute Füße sind. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß es dieselben Geisterhände sind, von welchen die Kniee der Spiritisten unter dem Tische bald heftig gestoßen, bald sanft berührt werden. Es ist eine Schmach für unser so hoch entwickeltes Jahrhundert, daß so frivole Täuschungen des Publikums glänzend belohnt werden, während die mühevoll erlernten Leistungen eines deutschen Schreibmediums kümmerlich entlohnt und dabei noch von der Polizei verfolgt werden. Wir haben einige Zeit gehofft, der nationale Spiritismus werde durch rücksichtslose Ausweisung der unpatriotischen Ausländer zu neuer Blüte gebracht werden; aber die kopflosen Spiritisten, ich meine natürlich nur die gläubigen und zahlungsfähigen, haben für die geschäftliche Seite der neuen Wissenschaft nicht das geringste Verständnis.

Die Stellung, welche mein Eduard bei Mr. Slade in Deutschland und Osterreich inne hatte, war äußerlich die eines schlichten Dieners. Er hatte des Morgens sogar dessen Kleider zu reinigen — ach, mein armer Gatte! — und dessen Straßentüfel zu wischen. Die Behandlung seiner spiritistischen Schuhe behielt sich der überschlaue Engländer selbst vor; die Neugierde und das Mißtrauen Eduards wurde dadurch zuerst geweckt, und so bereitete gerade die Zurücksetzung für uns das Emporspringen eines neuen Nahrungszweiges vor.

Als mein Eduard durch angestrengte Aufmerksamkeit und rücksichtslosen Wahrheitsstinn das Geheimnis des Mr. Slade abgelaußt hatte, da litt es ihn nicht länger in seiner subalternen Stellung; selbst das höhere Amt, dem vornehmen Medium Kunden zuzuschleppen und von diesem mit ruhiger Würde die Sitzungsgebühr einzufordern, genügte seinem edlen Ehrgeize nicht mehr, trotzdem dabei manches Markstück in seine eigene Tasche glitt. Er versuchte, sich dem Meister als dessen Vertrauter aufzudrängen, und als der ehemalige Kautschukmann ihm entschlich, faßte Eduard den folgeschweren Entschluß, mit dem Engländer in Konkurrenz zu treten. Daß er nichts ohne mich machen konnte, bestärkte ihn wohl in dem Beschlusse, mich trotz alles Vorgefallenen wieder mit feurigen Armen emporzuheben.

Wir reisten also wieder in die weite Welt hinaus, hatten aber diesmal, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend, für ein großartiges Programm gesorgt. Denn da Eduard gottlob kein Kautschukmann gewesen war und deshalb die Füße nicht zu Hilfe nehmen konnte, so mußte er auf die verblüffenden Wirkungen verzichten, mit denen Mr. Slade sein Geschäft machte. Vorbereitete Taschenspielerstückchen gab Eduard zum besten, wenn er à la Slade unter dem Tische Schiefertafeln beschrieb und Geisterhände umherfliegen ließ. Da diese Vorstellungen im Gegensatz zu dem Auftreten Slades auf die Wirkung in die Ferne berechnet waren, also nur vor einem größeren Publikum einen Erfolg haben konnten, da ferner dieses Publikum sein Eintrittsgeld nicht leicht für eine einfache Geistermanifestation von zehn Minuten zahlen will, so mußten wir zur Herstellung des Programms nicht nur unsern ganzen Wit zusammensuchen, sondern sogar größere Geldbeträge daran wagen. Es war glücklicherweise nicht unser eigenes Geld. Ich zeigte natürlich wieder meine Fertigkeit an dem spiritistischen Schreibrtafel; aber die Hauptsache war doch, daß wir von dem spiritistischen Tischlermeister in Reichenberg einen großen Geisterstasten mit voller Ausrüstung kommen ließen. Es war ein

Geschäft auf Abzahlung. Wir verpflichteten uns, für volle drei Jahre dem Fabrikanten allwöchentlich kleine Zahlungen zu leisten, deren Gesamtsumme den Barpreis des Kastens um das Doppelte überstieg; außerdem mußten wir Schriftstücke unterschreiben, welche unserem Wohlthäter, sobald eine Wochenzahlung ausblieb, zu jeder Stunde und an jedem Ort das Pfändungsrecht gegen uns sicherten. Wir hatten beständig den Kopf in der Schlinge, verlebten aber trotzdem ein ganzes Jahr ehrenvoll und angenehm, konnten gegen unsere Liebhabereien nachsichtig sein und hätten ohne unsere kleinen Schwächen vielleicht sogar ein beträchtliches Kapital für die schlimmen Zeiten zurücklegen können, welche in einem wissenschaftlichen Berufe nun einmal selten ausbleiben. Unser Wohlleben verdanken wir vor allem andern einer geradezu genial zu nennenden Idee meines Eduard.

Wir traten nämlich während dieses ganzen Zeitraumes je nach der Stimmung der Bevölkerung, zu welcher uns unser Wanderstab geführt hatte, bald als Spiritisten, bald als Antispiritisten auf. Eduard war dabei von dem klaren Gedanken ausgegangen, daß die Menschen, welche Eintrittsgeld bezahlen können, an den Geisterflug entweder glauben oder nicht glauben; da er nun weit davon entfernt war, den Zeitgenossen seine eigene Überzeugung aufdrängen zu wollen, so ersuchte er in jeder Stadt gleich nach unserer Ankunft die Stimmung der Mehrheit. Je nach dem Ergebnis dieser oft schwierigen Untersuchung traten wir dann entweder heimlich als echte Mediums in dem spiritistischen Verein oder öffentlich als Feinde des Spiritismus auf. Als ehrliche Vermittler der Geisterwelt führten wir unsere wahren Namen, welche ja überall in Spiritistenkreisen ein günstiges Vorurteil für uns erweckten; als Antispiritisten nannten wir uns Mr. Firman und Frau und gebrauchten keine andere Vorsicht, als daß Eduard sich für solche Abende einen falschen Bart ankleben ließ. Dabei war es sehr bequem, daß wir unser Programm wegen der entgegengegesetzten Ankündigung durchaus nicht zu verändern brauchten. Vor Gläubigen, wie vor Ungläubigen wurden genau die gleichen Kunststücke gemacht; zuerst schrieb ich mit dem Tischfuß, was die großen Männer des Altertums und die verstorbenen Tanten der Zuschauer mir diktirten; dann gab Eduard seine Scherze mit der Schiefertafel zum besten, und zum Schluß kam der kostspielige Geisterkasten an die Reihe. Ich will die gütigen Leser nicht mit der Beschreibung dieser Bude behelligen. Sie enthielt vorzügliche Apparate, mit deren Hilfe ich verschwinden und wiedererscheinen konnte (das wurde alles mit großen Spiegeln gemacht), ferner einen einfachen Holzstuhl, der sich durch einen Federdruck zusammenklappen ließ, so daß ich, wenn auch noch so fest an ihn gebunden, für Hände und Füße sofort freie Bewegung herstellen konnte; die Bude enthielt ferner die nötigen Beleuchtungsstücke und Totenhenden für Geistererscheinungen, und endlich einige Requiriten, welche bei den gewöhnlichsten Geistermanifestationen üblich sind: eine Geige, eine kleine Drehorgel, ein Wieder, einen Dolch und ein verwittertes, angebranntes Leinwand.

Mit diesem Küstzeug versehen arbeiteten wir da und dort, bald in andächtiger Stille von einer spiritistischen Gemeinde angestaunt, bald für die Entlarvung des Spiritistenwindels mit lautem Beifall begrüßt. Für uns lag der Unterschied einzig darin, daß wir unser Programm vor zuverlässigen Spiritisten mit einer gewissen Feierlichkeit herunterleierten und es den Zuschauern überließen, eine übernatürliche Erklärung für die Erscheinungen zu finden; daß wir dagegen als Antispiritisten jeder Nummer eine ziemlich ehrliche, natürliche Erklärung folgen ließen. So war die Thätigkeit gegen den Spiritismus anstrengender aber einträglicher; dafür war es oft um so lustiger, den verschiedenen Grad der Gläubigkeit und Dummheit in den Vereinen zu beobachten.

So zogen wir ruhelos von Ort zu Ort, hier als Pioniere einer neuen Wissenschaft, dort im Sinne der Aufklärung thätig, fröhlichen Herzens und für manche Freundschaft, sowie für manches feine Souper dankbar im Gemüte. Das Schicksal

hörte nicht auf, mich für den Reiz meiner Weiblichkeit mitunter zu bestrafen. Im allgemeinen war das antispiritistische Auftreten mehr geschäftlicher Art, während die Vereinsmitglieder sich öfter zu kleinen Huldigungen hinreißten ließen; leider entsprach dem guten Willen nicht immer Geld und Geschmack, ja selbst Vegetarier habe ich kennen lernen müssen. O Graus!

Wir waren durch das Königreich Sachsen und das nördliche Bayern gezogen, hatten uns dann den thüringischen Staaten zugewandt, als uns in Leipzig ein schwerer Schlag traf, da wir eben zu einer großen Campagne nach Berlin zurückkehren wollten. Wir traten in Leipzig in einem großen, äußerst orthodoxen Spiritistenverein auf, der seinen Sitzungsaal mit allem Komfort der Jetztzeit ausgestattet hatte. Sei es nun, daß Eduard durch das elegante und wohlgeordnete Publikum, die prächtige Gasbeleuchtung und die gut gekleideten Diener irreführt wurde (denn die kleinen Spiritistenvereine hausen in erbärmlichen Lokalitäten), sei es, daß eine wichtige Ziehung, zu welcher er viele Loje gekauft hatte, ihn zertrennt machte, genug, um unglückliche Eduard trat, nachdem ich in der Geisterbunde regelrecht verschwunden war, plötzlich vor und erklärte den entsetzten Spiritisten freundlich lächelnd den ganzen Betrug. Ein Schauspiel menschlicher Naserei vollzog sich da. In ihrem Glaubenseifer getränkt, wurden die Freunde der Geister nur zu handgreiflich. Leider richtete sich ihre Wut nicht nur gegen uns selbst, sondern sie fügten auch dem Geisterkasten Verletzungen zu, von denen er sich nicht von selbst wieder erholte. Wir mußten dem Reichenberger Fabrikanten Mitteilung machen, und dabei erfuhr er auch, daß wir mit Mr. Firman und Frau identisch waren. Wir hatten drei Punkte seines teuflischen Vertrages nicht innegehalten und wurden mit Pfändung bedroht. In der höchsten Not flüchteten wir nach Berlin, wo uns der Hunger und der tägliche Kampf ums Dasein so weit brachte, die Redaktion eines spiritistischen Fachblattes zu übernehmen. Davon das nächste Mal.

(Fortsetzung folgt.)

## Rembrandtismus.

Von  
Franz Servaes.

I.

**I**want a hero: mir fehlt ein Held — welcher Deutsche, der an dem Geistesleben seines Volkes thätigen Anteil zu nehmen wünscht, hat diese Byron'schen Worte nicht schon oft mit bitterer Sehnsucht vor sich hingespochen?! Wir leben in einer Zeit der Zertrümmerung der Ideale. Die alten Lehrmeister der klassischen Epoche, so warm wir sie verehren, werden uns mehr und mehr zu Vertretern einer Zeit, deren Ziele nicht mehr die unsrigen sind; mit der Romantik haben wir völlig gebrochen; der Naturalismus erscheint einstweilen fast ausschließlich in ausländischem Gewande; wo ist der Mann, der, deutscher Erde entsprossen, der heutigen kunsttreibenden Jugend ein geistiger Führer sein könnte? Die Blicke sind gespannt in die Zukunft gerichtet — da erscheint das Buch eines ungenannten Verfassers, führt uns ein Vierteljahrtausend zurück, beleuchtet das ganze verfahrenre Getriebe unserer kläglichen Gegenwart von dem Standpunkte eines einzigen langverstorbenen Künstlers und verkündet diesen als Helden des kommenden Kunstzeitalters: Rembrandt.

Das Buch führt den Titel „Rembrandt als Erzieher.“ und es ist geschrieben „von einem Deutschen.“ Das pädagogische Ziel und der nationale Gehalt des höchst beachtenswerten Wertes sind damit treffend zum Ausdruck gebracht. Der Verfasser aber, um das sachliche Interesse nicht durch persönliche Empfindungen zu beeinträchtigen, bleibt bei seinen im Dunkel. Er hätte es wagen dürfen, seinen Namen zu nennen; denn es ist kein Zweifel, daß er zu den ersten Schriftstellern unseres Volkes gehört.

Es wird gewiß auf fast alle Leser zunächst einen verwunderlichen, wo nicht grillenhaften Eindruck machen, die Persönlichkeit Rembrandts mit solch nachdrücklicher Bestimmtheit, ohne das mindeste Zaudern und Zagen, mitten in die Erörterung unserer brennendsten Zeitfragen hineingeschoben zu sehen. Kein Zweifel, statt Rembrandt hätte es allenfalls auch ein anderer sein können, je nach subjektiven Gefallen. Indes bemerkt der Verfasser mit vollem Recht: „Es macht auf den modernen Nichtmenschen in der Regel wenig Eindruck, wenn man ihnen sagt: werdet Menschen; vielleicht macht es ihnen mehr Eindruck, wenn man sie auf einen ganz bestimmten Menschen verweist und ihnen zuruft: werdet Menschen wie Rembrandt.“ Aus dem Geiste Rembrandts ist somit das ganze Buch geschrieben; er blickt uns Seite für Seite entgegen, setzt sich in Berührung mit vielen anderen Größen deutscher Vergangenheit und fühlt unter den Lebenden sich mit den Schöpfern unseres neuen Vaterlandes, Bismarck und Moltke, besonders innig verwandt. Vor allem aber redet er zur Jugend; diese will er um seine Fahne versammeln; er will sie frei machen und zur Selbständigkeit erziehen, und er will sie stark machen für die Kämpfe der Zukunft. Rembrandtismus ist Individualismus, und „Individualismus ist das Zauberwort, das alle Niegel sprengt.“

Wer auch nur mit Bescheidenheit dem künstlerischen Wirken Rembrandts nachgegangen ist, wird vor allem die eine Gewißheit davongetragen haben, einem der individuellsten Künstlerwerke begegnet zu sein, die die Kunstgeschichte überhaupt aufzuweisen hat. Es ist, als ob Rembrandt in jedes seiner Bilder, ja auch in die unscheinbarste Radierung stets seine ganze Seele gelegt habe. Mit halber Kraft zu arbeiten war ihm eine Unmöglichkeit. Er hatte nicht das Weitausgreifende, sich und andere Veranschende, das seinem Landsmann und Zeitgenossen Rubens eignete. Aber dafür besaß er die unvergleichliche Kunst, aus wenig viel zu machen. Der Mensch, dem er ins Auge geblickt hatte, gewann alsbald unter seinen Händen ewiges Leben. Die Zeit um Rembrandt herum ist uns eine der gegenwärtigsten der Weltgeschichte. Ob Schreibermeister oder Bürgermeister, ob Angehörige der Tuchmacherzunft oder der Schützengilde, ob reiche Amsterdamer Juden oder unruhig umhergetriebene Landstreicher, wir kennen diese Menschen, als ob wir mit ihnen gelebt und gesprochen hätten; denn wir kennen den Künstler, der ihr Bild uns aufbewahrt hat. Wir kennen ihn aus den vielen Bildern, die er von sich selber hinterlassen hat, und je ungleichartiger dieselben unter sich sind, von Stunde und Stimmung entscheidend beeinflusst, desto unverwischbarer ist der Gesamteindruck einer ausgeprägten Individualität, die keine Scheu trug, ganz Mensch zu sein, und die Mensch blieb, auch wo sie sich grollend und finster in sich selbst zurückzog.

Die Person Rembrandts war also äußerst glücklich gewählt, als es sich darum handelte, dem Individualismus einen Vorkämpfer zu geben. Sie wird nicht eine neue Schranke bilden, in die die künstlerische Entwicklung der nächsten Zeit eingefeilt werden soll, sie wird vielmehr als Charaktererscheinung wirken und hierdurch befreiend und anspornend werden. Der Verfasser erklärt ausdrücklich, „daß es sich nicht um spezielle Nachahmung von Rembrandts Kunstübung, sondern um prinzipielle Nachahmung seiner Kunstgesinnung handelt,“ und wie ernst ihm dies gemeint ist, beweist er dadurch, daß er zwei ihrem technischen Charakter nach unter sich und von Rembrandt himmelweit verschiedene Künstler, Böcklin und Uhde, als die „Frühlingsvögel“ der neuen Kunstära bezeichnet. Zwischen Böcklin und Uhde, dem „Phantasiemaler“ und dem „Gemütsmaler“, soll die neue Kunst ihren Weg gehen; dann wird sie dem Genius Rembrandts am nächsten kommen.

Das Markanteste an dem ganzen Buch ist der feste Glaube des Verfassers, daß im deutschen Geistesleben die Wissenschaft zurückzutreten beginne, und daß eine Wendung zur Kunst eingetreten sei, die einen gewaltigen Aufschwung verheiße. Das Buch ist somit, obgleich es von Angriffen nach allen Seiten hin winnelt, seinem Grundwesen nach ein durchaus positives

Buch; Grund genug, daß es neben begeisterter Zustimmung auch heftigste Gegnerschaft finden wird. Zunächst wird man einwenden, und zwar mit scheinbar höchstem Recht, daß der Verfasser seine Hypothese nicht bewiesen habe, daß er aber fortwährend mit derselben, als mit einer unanfechtbaren Tatsache, umspringe. Hierauf ist zu erwidern, daß eine solche Hypothese schlechterdings unbeweisbar ist, daß es aber auch gar nicht darauf ankommt, ob sie bewiesen wird oder nicht. Ihr einziges Ziel ist, diejenige Gesinnung zu erwecken, welche sie mit einem Schlage aus einer Hypothese zu einer Thatfache macht, d. h. in den Herzen der bildungsfähigen deutschen Jugend eine neue, von nationalem Hochgefühl getragene Kunstbegeisterung zu erwecken. Und dieses Ziel wird sie trotz unausbleiblichen Einspruches der Gelehrtenwelt, wie wir hoffen und glauben, erreichen.

Als ein Mann, der neue Ziele steckt und das Wort „Individualismus“ auf seine Fahne geschrieben hat, nimmt der Verfasser das Recht für sich in Anspruch, allem, was der von ihm angestrebten Entwicklung im Wege steht, mit wahren Keulenschlägen zu Leibe zu gehen, unbekümmert darum, ob er gelegentlich auch den Unschuldigen trifft. „Man muß mit den Deutschen ungemein dorb reden, wenn man von ihnen verstanden sein will,“ sagt er mit Schiller. So sucht er sich denn nicht gerade die Schlechtesten heraus, um an ihnen seinen Landsleuten zu zeigen, was falsche Wissenschaft und falsche Kunst sei: Dubois-Reymond und Zola, „den deutschen und den italienischen Halbfranzosen.“ Mit Birchow, Helmholtz u. a. (nicht einmal Wommsen und Ranke kommen ungerührt vorüber) ist ihm Dubois-Reymond der vornehmste Vertreter des heute herrschenden „Specialismus,“ der „mikroskopischen Weltanschauung,“ die die Dinge aus der „Tropfchenperspektive“ sieht, und dadurch objektiv zu sein vermeint, daß sie auf Erörterung der tiefsten und höchsten Probleme vornehm verzichtet. Sie ist diejenige Wissenschaft, die auf die Philosophie mitteilidig herablächelt, und die Goethes Farbenlehre, weil sie ein wenig seitab vom Wege liegt, in ihrem „Specialitätendünkel“ ignoriert. Nach Ansicht des Verfassers können die Goethesche und Newtonsche Farbenlehre ganz gut nebeneinander bestehen, die erstere als Grundlage für eine neu zu schaffende „Wissenschaft der Eindrücke.“ Auch darin zeigt sich der positive Geist des Verfassers, daß, indem er die herrschende Wissenschaft ablehnt, er einer kommenden neue Ziele giebt. So spricht er z. B. von einer „Lehre vom Kunstschaffen,“ die sich im wesentlichen als eine gewiß sehr wünschenswerte Künstlerpsychologie erklären ließe, zu der außer den vom Verfasser angeführten Schriften an erster Stelle Otto Ludwigs Selbstbekenntnisse ein unschätzbbares Material liefern würden. Sodann beschäftigt den Verfasser, da er überall vom künstlerischen ausgeht, der Gedanke einer „Tektonik der Natur,“ die sich mit den „mathematisch-künstlerischen Strukturverhältnissen der Naturwesen“ zu beschäftigen habe, wie z. B. Entwicklung des Gehirns und der Sprachorgane des Menschen durch dessen aufrechten Gang bedingt seien. Darwin, der das künstlerische Element in der Natur nicht erkannt habe, bedürfe nach dieser Seite einer wesentlichen Ergänzung.

Annäherung der Wissenschaft an die Kunst ist somit eines der Hauptziele des Verfassers, und wenn er im Eifer des Gefechtes einmal Dubois-Reymond den „Anti-Rembrandt“ nennt, so könnte man ihn selbst wohl den Anti-Zola nennen. Denn wie der französische Romancier am liebsten die Kunst ganz in die Wissenschaft auflösen möchte, so möchte er am liebsten die Wissenschaft zur Kunst machen. Daß das eine wie das andere Vorhaben verfehlt ist, kann man zugeben, ohne die Bedeutsamkeit beider in ihrer Einseitigkeit überschärften, aber darum keineswegs unfruchtbaren Gedanken zu verkennen. Als unumstößliches Ergebnis springt für den ruhiger Denkenden dabei heraus, daß Wissenschaft und Kunst gegenseitig voneinander lernen können, und daß es ihr eigener Schade ist, wenn sie es nicht thun.

Über die künstlerische Begabung Zolas sagt der Verfasser, ein wunderlicher Heiliger, der er nun einmal ist, ebensowenig

wie über die wissenschaftlichen Leistungen der von ihm befeh- deten Gelehrten. Trotzdem darf man ihn deswegen nicht ver- urteilen. Es kommt ihm nur auf den Typus der, ich möchte jagen: sittlichen, Persönlichkeit an. Er strebt nach einem neuen sittlichen Typus, und es ist sein Recht, für denselben mit den schärfsten Waffen zu kämpfen. „Deutsch sein,“ sagt er, „heißt Mensch sein . . . denn es heißt individuell sein; es heißt ernst sein; es heißt fromm sein; es heißt Gott und dem Göttlichen dienen. Es heißt leben.“ Ein Walthar von der Vogel- weide, Dürer, Goethe, Mozart sind ihm neben anderen die Vertreter dieser Weltgesinnung. Diese Männer in ihrer Ge- samtheit bilden den „Gott der Deutschen.“ Dem gegenüber giebt es auch einen „Teufel der Deutschen,“ ihren Erbfeind: „Er wohnt in Paris und lehrt in Berlin gern ein. Läßt sich dieser Gast auch auf die Dauer nicht bannen, so ist es doch gut, wenn man ihn kennt; er heißt Plebejertum.“ Hiergegen die angeborene deutsche Vornehmheit aufzurufen, wie sie in Adel und Bauerntum verkörpert ist, ist der tiefere nationale Ge- danke des Buches; und auch die Kunst und Rembrandt sollen ein Wort dabei mitzusprechen haben.

II.

Rembrandt ist ein Niederländer. Er ist dadurch von uns Deutschen des Mutterlandes politisch getrennt, aber dem Stamme nach darum nicht minder verwandt. Das Gefühl der Stam- mesverwandtschaft zu den Niederländern zu beleben, bei denen sich ursprüngliches Deutschthum vielfach reiner erhalten hat als bei uns, ist daher Rembrandt ganz besonders geeignet. Er soll uns lehren, wie die Persönlichkeit stets aus lokalem Boden emporwächst, und wie sie gerade hierdurch ihr nationales Ge- präge erhält.

„Nicht Menschenrechte vom Himmel zu holen, wie man es einftmals wollte, sondern Volksrechte aus der Erde zu graben, ist die Aufgabe der Gegenwart,“ heißt es in unserem Buche, und es wird dadurch dem Weltbürgertum zu Gunsten des Nationalitätsgefühls gründlich der Abschied gegeben. Wie es auch ums Politische bestellt sein mag, in der Kunst hat stets und jederzeit der enge Zusammenhang mit dem Heimat- boden ein Erstarren der schöpferischen Kraft bedeutet. Erst auf dem landschaftlichen Hintergrunde seiner Heimat malt sich die Persönlichkeit des großen Künstlers wahrhaft bedeutend ab. Daß dies gerade heute wieder der Fall ist, beweisen Erschei- nungen wie Anzengruber und Gottfried Keller. Auch die so vielfach schlagreifen Bestrebungen, einen „Berliner Roman“ zu schaffen, sind ein Beweis für das Vorhandensein eines rich- tigen Volksinstinktes; und deshalb hat auch ein geborener Märker wie Theodor Fontane hier zum erstenmal den richtigen Ton gefunden.

Die Kunst strömt von unten nach oben. Sie ist gleich- sam ein feiner geistiger Dampf, der aus der Erde emporsteigt. Die Berührung mit der Erde verleiht ihr daher die höchste Kraft. Sie ist erdgeboren. Aber sie strebt zum Himmel. Das Niedrige und das Hohe sind in ihr vereint. Vom Nie- drigen zum Hohen, vom Bauer zum Edelmann, geht daher im Volke ihr Weg. Adel und Bauerntum aber gehören zusammen; denn „der Edle ist kein Gegner des Niedrigen; er ist nur ein Gegner des Gemeinen.“ So muß auch die Kunst zugleich volkstümlich und vornehm sein, und sie ist um so vornehmer, je mehr sie volkstümlich ist, je mehr sie sich eins weiß mit der einfachen Bauernseele. „Der Mensch, in seiner urchältesten Lebensform, ist Bauer; je näher die Kultur des Geistes und des Bodens bei einander bleiben, desto besser ist es für beide; Land und Leute, Leib und Seele gehören zusammen. Bauern- seele ist Volksseele.“ Wie tief aber unser Verfasser die Zu- sammengehörigkeit von Bauerntum und Adel erfährt, beweist er dadurch, daß er Bismarck als „eine erhöhte deutsche Bauern- natur“ und Moltke als „einen vertieften deutschen Bauerngeist“ treffend bezeichnet.

Als dritter im Bunde zwischen Bauer und Edelmann soll der gleich beiden in den Tiefen des Volkstums wurzelnde Dich-

ter erscheinen. „Der König von Gottesgnaden, der Künstler von Geistesgnaden, der Bauer von Volksgnaden stehen ge- wissermaßen gleichberechtigt nebeneinander; und wenn sie zu- sammenhalten, so sind sie unbeflegbar.“ In diesem Sinne wird der Künstler zum echten Repräsentanten der Volkskraft, und wenn er, vom Stammesbewußtsein erfüllt, im Dienste des Ge- samtwaterlandes in erster Linie der Ausbildung seiner eigenen Persönlichkeit lebt, dann übt er sein „künstlerisches Heimat- recht,“ und er verdient darin geschätzt zu werden. Denn ist er in seinem Individualitätsdrang nicht mehr ein in der Masse sich verlierender Einzelner, sondern ein aus dem Volke ge- borener Sprecher des Volkes. Zugleich aber ragt er vermöge seiner Begabung aus dem Volke empor in die höchsten Kreise der Menschheit. Ist er seiner Geburt nach volkstümlich, so ist er seiner Natur nach aristokratisch. Dem „im geistigen Leben ist das Genie der speziell aristokratische Faktor.“ Geburts- aristokratie und Geistesaristokratie aber werden in einem gesund entwickelten Staatsleben zusammengehen, zumal sie der gleichen volkstümlichen Grundlage entsprossen sind. Aus diesen Er- wägungen leitet der Verfasser die ideale Forderung einer staat- lich geleiteten Kunstpflege ab, für die er das Wort „Kunst- politik“ gebraucht. Nach den freiesten Grundfäden soll diese gehandhabt werden. Dem „wie der echte Dichter, so steht auch der echte Staatsmann auf einer höheren Warte als auf der Jinne der Partei.“ Daß dieses Wort an der maßgebenden Stelle vernommen worden ist, hat der preussische Kultus- minister bei einer bekannten Gelegenheit bewiesen, indem er es zu seinem eigenen machte.

Es darf hier indes nicht verhehlt werden, daß der „Kunst- politik“ so segensreich sie zu wirken vermöchte, von staatlicher wie von künstlerischer Seite schwere Bedenken entgegenstehen. Welche Kenntnis, Einsicht und Selbstlosigkeit würde es seitens der Staatslenker erfordern, um einerseits stets die richtigen Aufgaben zu stellen, andererseits stets die richtigen Persönlich- keiten zu fördern! Und welcher Charakterstärke, welcher hohen Unabhängigkeitsstimmes bedarf der Künstler, der vom Staate eine Unterstützung annimmt, ohne sich dem Staate zu verkaufen! Denn Staat und Vaterland sind zweierlei und brauchen nicht notwendigerweise zusammenzufallen. Dem Staat fällt es meist schwer, zu geben, dem Künstler um so leichter, zu neh- men. Ist er doch seiner ganzen Natur nach dem Kampf ums tägliche Brot meist wenig gewachsen und verbraucht darin leicht den besten Teil seiner Kräfte. Wenn unser Nachbarland Öster- reich in der Lage wäre, eine einsichtig geleitete Kunstpolitik zu betreiben, dann hätte Anzengruber nicht Herausgeber von Wis- blättern zu sein brauchen.

Im wesentlichen wird gerade der Künstler gut thun, vom Staate nicht zu viel zu erhoffen, dafür aber desto mehr der eigenen Persönlichkeit zu vertrauen. Auch dies ist ein Ausfluß des individualistischen Prinzips, und gerade Rembrandt würde davon erzählen können; denn seine Mitbürger haben ihn ver- armen lassen, ohne auch nur die Finger zu rühren. In ihm also hätte die „Kunstpolitik“ ein gutes Werk thun können. Daß sie es nicht that, mag leicht vorbedeutend für alle Zukunft sein. „Es sind schon genug Genies zu Grunde gegangen, weil man sie nicht verstand,“ muß unser Verfasser willig zugestehen, und weit treffender als seine Erörterungen über Kunstpolitik, für die ein Idealstaat erst geschaffen werden mußte, scheint mir seine Mahnung ans kunstliebende Publikum zu sein: „Ein Ge- nie will mit schonender Hand und mit einem gewissen Ver- trauen auch in dasjenige an ihm, was man nicht versteht, be- handelt sein; es will gepflegt sein; denn es ist kindlicher Natur.“

Im Kinderstamm des Genies erscheint der Kinderstamm des Volkes in geläuterter Gestalt. Auch hierdurch, wie durch vor- nehme Denkart, hat der Künstler der neuen Epoche seine Stam- meszugehörigkeit und weiterhin seinen Nationalcharakter zu wahren. Zugleich betritt er damit den einzigen Weg, der ihn über den Nationalcharakter hinaus dem Allgemein-Menschlichen zuzuführen vermag. Denn „im Kindlich-Menschlichen vereinigen sich die beiden Hauptfaktoren der bisherigen deutschen Bil-

ding: Griechentum und Christentum.“ Schlichte Vornehmheit und vornehme Schlichtheit charakterisieren beide, gleichwie sie die deutscheste aller Heldenfiguren charakterisieren: Siegfried. In ihm leben das Kind und der Held, ein zartes, einfältiges Gemüt neben derben, thatenfrohem Redentum. Diesen „Siegfriedsmut“ muß sich der heutige Deutsche zurückerobern, und er kann es nur, indem er Kindlichkeit und Mannhaftigkeit in sich vereinigt. „Wer seine Männlichkeit mit seiner Kindlichkeit bezahlt, macht ein schlechtes Geschäft; wer jene zu dieser addiert, ein gutes; eine organische Entwicklung kann ohne solches Avidieren nicht vor sich gehen.“ Im Kind steckt nach Goethe ein „unerbittlicher Realist.“ Von seiner Geistesstärke braucht daher der moderne Mensch nichts zu opfern, wenn er die Kindlichkeit des Gemüts sich bewahrt. Wohl aber wird er seinem Urteil eine größere Gesundheit und eine hellere Ueberzeugungsfreudigkeit hinzuerwerben. Der Künstler aber kann gerade hier vor allem auf Rembrandt blicken, in dem vornehme Kindlichkeit und stolze Männlichkeit froh vereinigt waren. Keins seiner Bilder zeigt größere Charakter deutlicher, als das herrliche Dresdener Selbstbildnis, wo er, die Frau auf dem Schoß, in übermütiger Lebensfreude das schäumende Sektglas emporhebt. Die ganze Summe seiner Kunstanschauungen weiß unser Verfasser aus diesem Bilde herauszulesen: „Es zeigt Wein, Weib, Gesang; es zeigt das Kind, den Narren, den Helden; es zeigt den Bauer, den Künstler, den König. Es zeigt Rembrandt.“ Eine ganz einzigartige und wahrhaft kongeniale Charakteristik!

Von dieser Art also wird, wie der Verfasser erhofft und glaubt, der Mann sein, der das deutsche Kunstleben neu befruchten wird. Er wird, nach einem Ausdrucke Hebbels, Deutschlands „heimlicher Kaiser“ sein, eine vornehm-schlichte Verkörperung des deutschen Volksgemüths. Ob hier zu viel gehofft wird, wer kann es wissen? Aber ohne eine solche Hoffnung, ohne starke, zähe und innige Hoffnung, ohne Hoffnung, die zugleich zu Thatkraft und Arbeit anspornt, wird der „heimliche Kaiser“ sicherlich nicht erscheinen. Ob er aus niederdeutschem Stamm sein wird, wie der Verfasser in seinem Rembrandt-Enthusiasmus und vermutlich nicht ohne persönlichen Lokalstolz erwartet, ist dabei ganz gleichgültig. Wenn er kommt, wollen wir auch mit einem Mitteldeutschen oder Oberdeutschen vorlieb nehmen, selbst wenn er dadurch Rembrandt und Bismarck weniger verwandt wäre. War doch Goethe ein Mitteldeutscher und Dürer ein Oberdeutscher!

Bis dahin aber wird das deutsche Volk an seiner Wiedergeburt kräftig zu arbeiten haben, nicht verschmähen, von Fremden zu lernen, aber seine Hauptkraft immer aus dem eigenen Boden ziehen. Es wird mehr als bisher Einsicht bei sich selbst halten müssen, frei von pöbelhafter Leidenschaftlichkeit, aber stark durch besonnene Leidenschaft, und im Stillen an der Krone schmieden, die es seinem „heimlichen Kaiser“ aufs Haupt drücken wird. Vor allem aber bleiben die Worte zu beherzigen, in denen unser Verfasser am Schlusse seines Buches seine ganze Meinung noch einmal zusammenfaßt: „Bescheidenheit, Einsamkeit, Ruhe, Individualismus, Aristokratismus, Kunst — das sind die Heilmittel, welche der Deutsche auf sich anwenden muß, wenn er sich der geistigen Misere der Gegenwart entziehen will. Diese Güter lassen sich nicht ohne Kampf erringen: für die nächste Zukunft des deutschen Geisteslebens giebt es daher nur eine Lösung: Bindet die Klängen!“

## „König Midas.“

Von

F. M.

Man wird wohl dieser Zeitschrift zuletzt den Vorwurf machen können, daß sie in litterarischem Chauvinismus sich gegen das Ausland ablehnend verhalte, daß sie insbesondere das gewaltige Streben verkenne, welches gegen-

wärtig in Skandinavien viel stärker als bei uns nach neuen Formen ringt und gewiß berufen ist, dem deutschen Dichter der Zukunft die richtige Straße zu weisen. Ich will es darum nicht allzusehr beklagen, wenn aus dieser Schule einmal ein Stück bei uns aufgeführt wird, welches nicht notwendig die Grenze von Schleswig überschreiten mußte; ich habe aber das bestimmte Gefühl, daß „König Midas“ von Gunnar Heiberg im guten und bösen Sinne des Wortes ein Lokalstück ist, welches sich bei uns niemals einbürgern kann. Es ist eine mittelmäßige Satire gegen Björnstieme Björnson, der seit etwa zwanzig Jahren unter uns als Dichter anerkannt ist. Aber wir wissen nicht viel von seinen sozialen Reformbestrebungen, wir wissen gar nichts von seinen persönlichen Schwächen und verstehen deshalb nur halb oder gar nicht die kleinen Bosheiten, welche Gunnar Heiberg gegen den Demagogen und den Menschen Björnson zugespitzt hat. Dazu kommt, daß die uns vorgeführte Gesellschaft von Christiania sich ganz anders benimmt, als die gleichartige und gleichwertige Gesellschaft unserer Heimat; wenn Heiberg gut geschildert hat, so stehen wir fremden Umgangsformen gegenüber, hat er die Gestalten aber possenhaft verzerrt, so sind wir nicht in der Lage, das sofort zu erkennen. Bei Ibsen spielt die Handlung mit ihrer gelungenen oder mißlungenen weltweiten Symbolik viel absichtlich unter den Menschen einer skandinavischen Kleinstadt; bei Heiberg wird man an schlechte deutsche Lustspielbücher erinnert, welche Adelsmenschen oder wenigstens adeliche Menschen darstellen möchten, aber immer wieder nur Philister zeichnen.

Es ist also weniger das Lokalkolorit, welches das Stück beim deutschen Publikum schädigt, als seine litterarischen Schwächen. In Dänemark hat Gunnar Heiberg sein Ziel trotzdem erreichen können, weil man dort das Modell sofort erkannte, wenn das Porträt auch lächerlich gemalt war; wir kümmern uns nicht darum, daß Björnson gemeint ist, wir erwarten ein Drama und sehen kopfschüttelnd das stilllose Gemisch von groben und feinen Pinselstrichen.

Gegen die Absicht Heibergs ist freilich nichts einzuwenden. Es kommt nicht darauf an, wessen Geistes Kind der Held des Stückes ist; wenn der Dichter ihn nur klar geschaut und treffend nachgeschaffen hat. Schon das Wort „Held“ gehört einer längst veralteten Ästhetik an. Die Hauptperson des Dramas kann seit langer Zeit ebensogut ein Fürst oder ein Bettler, ein großer Charakter wie einammerlappen sein; nur muß der Dichter ihn mit fester Hand so gezeichnet haben, daß er ein Porträt ist, nicht das Porträt eines bestimmten, wohl aber das eines möglichen Menschen. Und hierin scheint mir eine der Hauptschwächen von „König Midas“ zu liegen. Der Redakteur Ramseth, eben der farrifizierte Björnson, soll nach des Dichters Pläne ein fanatischer Wahrheitsapostel sein, der durch seine Rücksichtslosigkeit eine verliebte junge Witwe, Frau Anna, zum Wahnsinn treibt. Wenn wir an diese Gestalt glauben sollen, so muß der Mann, der die gebildete Gesellschaft und den Bauernstand eines ganzen Volkes mit seinem Fanatismus anzustecken vermag, ein bedeutender Mann sein; er muß Züge haben, die seine Herrschaft über die Frauen erklären und weiter auch den Haß seiner Gegner. Ramseth aber ist nicht nur in seinen Motiven, also seinem Charakter nach, ein kleiner Lump, er ist auch ein ganz öder Phrasendrescher, der beim ersten Auftreten lächerlich wirken muß. Heiberg hat seinen Kampf litterarisch verloren, weil er den Gegner unterschätzte; gegen einen solchen Kammermenschen ruft man nicht alle guten Instinkte der Nation zur Schlacht. Den Wahrheitsfanatiker will Heiberg treffen; und einen erbärmlichen Lügner, der höchstens den Vorzug hat, sich auch selber zu belügen, stellt er als Zielscheibe auf. Da nützt es nicht viel, daß in einigen Nebenrollen der „Mann von fünfzig Jahren“ hübsch und neu analysiert ist.

Die eigentliche Handlung, durch welche die Tendenz des Stückes erst lebendig werden soll, giebt ein mittelmäßiges Schauspiel, welches nur durch den vorgefaßten Willen des Dichters so ausgeht, wie es ausgeht. Frau Anna wird aller-

dings durch den Wahrheitsapostel, der ihr die Untreue ihres Gatten verrät und ihn als einen Lügner in extremis entlarvt, recht gequält; wenn sie aber nicht schon verrückt wäre, so würde sie nicht verrückt werden, sondern den Spion hinauswerfen lassen. Auch da sind gerade genug geistreiche und feine Züge beobachtet, um einen kleinen Erfolg zu erreichen; aber die verleumdete Wahrheitsapostel Ibsen und Björnson haben doch lebendigere Menschen auf die Bühne gebracht.

Ein recht hübscher Erfolg wurde jüngst bei der ersten Aufführung am „Deutschen Theater“ von Berlin erzielt; eine vortreffliche Gesamtdarstellung und das gute Spiel von Fräulein Sorma und Herrn Kadelburg halfen mit, aber das Stück hätte trotzdem kaum gefallen, wenn die Unklarheit des Dichters nicht ein Mißverständnis des Publikums erzeugt und dieses Mißverständnis nicht eine allgemeine Freude hervorgerufen hätte.

Seit Jahren erschallt wieder einmal bei allen, welche es ernst meinen mit der Kunst, der Ruf nach Wahrheit. Unerbittlich schleppen die Wortführer die nackte und nicht immer schöne Wahrheit auf die Bühne; das geehrte Publikum aber will sich eigentlich nur amüsieren und die Mehrheit haßt im Grunde ihres Herzens die Reformatoren der Kunst. Da kommt nun Gunnar Heiberg und will sagen: „Die Unerbittlichkeit, das Trozen auf dem Sittlichkeitsgesetz ist im Leben gefährlich; laßt uns menschlich empfinden und menschliche Schwächen mit Humor ertragen.“ Aber Heiberg hat keine philosophische Ueberlegenheit, und so konnten die Zuhörer aus seinem konfusen Plaidoyer nur die Aufforderung heraus hören: „Kinder, laßt Euch von den Wahrheitsaposteln nicht stören! Wendet Euch ab von den Leuten, welche mit der Kunst Ernst machen wollen, und wendet Euch lieber wieder den Lustigmachern zu.“ Und das hat der Mehrheit gefallen.

Was in den Bestrebungen der Wahrheitsapostel unter den skandinavischen Dramatikern angreifbar ist, das hat Gunnar Heiberg nur dunkel geahnt. Sie wollen die neu entdeckten biologischen Gesetze im Drama zur Geltung bringen; aber anstatt ihr stilles Wirken in der Menschenbrust zu zeigen, lieben sie es, die Gesetze selbst auf die Bühne zu schleppen. Die neuen Wahrheiten sind ihnen noch nicht genug in Fleisch und Blut übergegangen; sie predigen sie darum, anstatt ihnen in ihrem literarischen Schaffen nachzuleben. Ihre handelnden Personen sprechen in einem fort von Vererbung und Willensfreiheit, anstatt daß sie es dem Zuschauer überlassen, sich aus der lebendigen Dichtung diese Abstraktionen zu ziehen. Wenn ein großer Dichter auf dem Plane erscheinen wird, der über Ibsen und die anderen hinweg mit frischem Humor und gesunder Kraft Gestalten schafft, in denen die neuen Wahrheiten als etwas Selbstverständliches wirksam sind, dann wird die Klage verstummen, daß die Wahrheit die Menschheit peinige. „König Midas“ ist nichts anderes als eine Dramatisierung dieser Trivialität. Wer Ibsen und die andern, trotzdem er auf ihrem Boden steht, immer wieder ungenügend findet, weil er den Höheren herbeiwünscht, dessen Vorläufer sie sind, der dürfte eine Satire des Wahrheitsfanatismus schreiben; wer sie verachtet, weil sie ihm nicht amüsant genug sind, der ist ein literarischer Reaktionär.

### Kleine Kritik.

Das Berliner „Leffing-Theater“ Oskar Blumenthals hat am letzten Montage ein ungleiches Paar zusammengekoppelt, einen deutschen Einakter und ein französisches Ehebruchsdrama. Der Einakter war „Trudels Ball“ von Hans Hopfen; dieser Dichter hat erst ganz vor kurzem mit seinem köstlichen genialischen „Hexensang“ einen so großen Erfolg gehabt und nebenbei damals seinen Bühnensinn und seine poetische Kraft so deutlich bewiesen, daß ihn das Wüßlingen der älteren Kleinigkeit nicht sonderlich schmerzen wird. Es darf ihm um so weniger

nahe gehen, als er nur eine harmlose, aber in ihrer Stimmung sehr hübsche Erzählung zu dramatisieren versucht hat, ohne freilich die epische Form völlig ausfüllen zu können. — Mit dem Schauspiel „Juliette“ von Octave Feuillet hätte jedes Berliner Theater noch vor zehn Jahren einen Premièren-Erfolg ersten Ranges erzielt, heute wird das mittlere Publikum der späteren Aufführungen noch dankbarer sein, als es die ersten Hörer waren. Der Geschmack macht langsam eine große Wandlung durch und weder die eleganten, parfümierten Dialoge Feuillet's noch die Reizheiten Sardous wirken recht frisch. Es liegt wie Staub darüber. In „Juliette“ hat Feuillet sehr glücklich die Bahnen verfolgt, welche der alternde Sardous, wo er selbständig arbeitet, zu verlassen droht. Ein angenehmes Gemisch von spannender Handlung und gelungenen Frivolitäten, gewürzt mit einer nicht unwirksamen Zutat von Sentimentalität. Die handelnden Menschen sind natürlich keine, sondern Theaterpuppen. sm.

Mit Carl Reintalers, 1881 preisgekrönter Oper „Das Räthchen von Heilbrunn“, die am 23. März jüngsthin in Berlin einen sogenannten „Waltungserfolg“ errang, dürfte wohl nur die Bibliothek des kgl. Opernhäuses eine dauernde Erwerbung gemacht haben. Das Schicksal des Werkes an den meisten anderen deutschen Hofbühnen und die Theilnahmslosigkeit, der es hier bereits bei der zweiten Aufführung begegnete, lassen dies traurige Los mit Bestimmtheit voraussagen. In Anbetracht der beschämenden Thatsache, daß der Hof- und Hausrompeter nach allen Regeln der Kunst und Leben immer noch nicht ausgeduldet hat, darf man dies wohl bedauerlich finden, trotzdem man es vollaus begreift und es auch nur als Naturnotwendigkeit empfindet, daß dieses „Räthchen“ so rasch das Zeitliche segnet. Denn zum Dasein fehlt dieser nach allen Regeln der Kunst und mit vielem Geschick gebildeten Opernschöpfung nur das eine: die Lebenskraft, der belebende und erwärmende Hauch, der die Theaterfiguren zu Menschen wandelt und aus ihren Reden und Thaten auch auf Zuhörer und Zuschauer überströmt und ihre Seelen erzittern macht. Reintaler zeigt sich als ein Meister über die Mittel seiner Kunst und bezeugt in manchen Einzelheiten, namentlich in der Instrumentation, einen feinen Geschmack, in einigen Stücken kommt auch eine warme Empfindung zum Durchbruch; aber zur Belebung und Ausgestaltung des Ganzen reicht sie nicht aus, und so bleibt es denn bei einer anständigen Arbeit, wo eine lebensvolle Schöpfung allein genügen konnte. Der Stil des Werkes, zu dem Heinrich Valtzhaupt ein geschickt nach der Opernschablone geschnittenes Textbuch geliefert hat, weist auf die vorwagnerische Romantik zurück; an moderne Kompositionsweise erinnern wohl Einzelheiten der Begleitung und Instrumentation, doch zeigt schon die Verwendung der geschlossenen Formen, daß der Standpunkt der alten Oper grundsätzlich festgehalten ist. Also Musik von gestern oder gar von vorgestern! Das Opernhaus dürfte auf größeren Erfolg und wärmere Anerkennung rechnen, wenn es seine Sorgfalt der Musik von heute und morgen zuwenden möchte; denn selbst die Fehler und Gebrechen unserer zeitgenössischen Musik sind uns anziehender und wichtiger, als die wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge alter, längst abgeschlossener Kunst-Epochen; haben wir doch für die Zukunft zu hoffen und zu fürchten, niederzureißen und zu bauen! Es wäre also nicht unbillig, wenn nach Emil Naumann, Heinrich Hoffmann und Carl Reintaler nun auch die Jungen, Hans Sommer, Paul Geißler, A. Bunge, A. Ritter und wie sie heißen mögen, zu Worte kämen. Nach den Erfahrungen, die man mit den ersten gemacht, dürfte man es mit den letzteren wohl versuchen. Schlimmer kann es kaum werden!

II. Welti.

Über Goethes Drama „Götter von Berlichingen mit der eisernen Hand“, das im Jahre 1773 erschienen, die bisher ungedruckte Ansicht eines französischen Kunstrichters jener Zeit zu vernehmen, dürfte immerhin interessant sein. Im Journal encyclopédique, dédié à Son Altesse Sérénissime Mgr. le Duc de Bouillon, Grand Chambellan de France. A. Bouillon. Année 1774. Tome IV, Partie III, pag. 562—563 ist folgende Kritik zu lesen: „Goetz von Berlichingen etc. C'est à-dire, Goetz de Berlichingen, avec la main de fer, drame 1773. Cette piece est calquée sur celle de Shakespéare; c'est l'histoire d'un héros mise en dialogues; d'une scene à l'autre le théâtre change.“ Den ferneren Text will ich in der Uebersetzung geben. „Es ist ein Trauerspiel,“ heißt es dann weiter, „aber mit komischen Zuthaten. Neben der gehobenen Sprache des Kriegers oder einer Dame der vornehmen Welt finden wir

die niedrige Sprache des Stallknechts; inmitten alles Schrecklichen, das die Tragödie uns darzubieten vermag, groteske Situationen, die uns zum Lachen zwingen. Warum der Autor gerade diese Manier gewählt hat, errät man nicht — hält er sie für die bessere? Glaubt er, sie würde den Deutschen gefallen? Es sind die Anfänge der Kunst! Und wäre Shakespeare nicht mit so hohen Zügen ausgestattet, man würde ihn kaum lesen. Obgleich die deutschen dramatischen Autoren noch weit entfernt sind von dem Grad der künstlerischen Vollkommenheit, zu welchem es die Franzosen gebracht haben, so scheint dieser Autor drauf und daran zu sein, sich bei uns einzuführen. Lassen wir ihm indessen Gerechtigkeit widerfahren! Er hat schöne Talente, seine Szenen sind glücklich dialogisiert, seine Charaktere bewundernswürdig durchgeführt; überall fesselt und interessiert er. Die Sitten der Deutschen zur Zeit der Feudalherren sind wahrheitsgetreu wiedergegeben; nicht ein Zug, der erzwungen wäre! Man sieht alle Gesellschaftsklassen auftreten: Könige, Priester, Richter, Gelehrte, Krieger, Bühlerinnen, sogar Zigeuner; alle sprechen und handeln im Tone des Jahrhunderts. Der Held, ein Opfer seiner Liebe zur Freiheit, beständig im Kriege mit seinen Nachbarn, die ihn zum Bösewicht stempeln wollen, ist immer groß. In dieser Rolle findet man überhaupt Züge des Genies, welche wünschen lassen, daß der Autor eine Laufbahn nicht aufgeben möge, in der er sich rühmlich auszeichnen können. Aber er wird einen ganz anderen Weg einschlagen müssen: wenn er denjenigen nicht verläßt, den er bisher genommen, kann eine Fülle oberflächlicher Nachahmer nicht ausbleiben, welche durch ihre Ungeheuer von Dramen Deutschland in die Barbarei wieder zurückwerfen werden (*qui par des monstres des drames replongent l'Allemagne dans la barbarie*).“ Der Beifall, den der französische Kritiker unserem Dichter zollt, ist mit einer Art Wohlwollen untermischt, die uns verriet, daß unser linksrheinischer Nachbar sich mehr dünkt als wir. Ein Monstrum, „freilich das schönste, interessanteste Monstrum,“ war Götz mehrere Monate, September 1773, vorher schon im „Deutschen Merkur“ benannt worden. Diese Bezeichnung hatte damals die Kunde gemacht und sie muß also, wie wir hiernach vielleicht annehmen dürfen, bis nach Bouillon gedrungen sein. Julius W. Braun.

Ludwig Fulda ist vor wenigen Jahren als ein fertiges, junges Talent auf den Plan getreten und seitdem mit seinem ganzen dichterischen Wesen eine durchaus sympathische Erscheinung geblieben. Mit selbstloser Bewunderung steht er als Genieleser vor den neuen Reformatoren der Literatur, während er selbst in seinem Schaffen keine neuen Wege einzuschlagen liebt. In vorzüglichen kritischen Aufsätzen hat er die Ästhetik des Häßlichen, die Berechtigung der scharfen Ecken verteidigt, er selbst aber bietet mit seinem ganz ungewöhnlichen Schönheitsgefühl keine Ecken dar. Diese Eckenlosigkeit und Fleckenlosigkeit ist auch für sein neuestes Buch charakteristisch, für seine „Gedichte.“ (Berlin, F. Fontane, 1890.) Wer seine gesammelten Verse unter diesem stolz bescheidenen Titel herausgibt, der übergibt der Welt nicht eine einzelne Schöpfung, auf welche mehr oder minder gelungene Folgen werden, sondern er tritt mit seiner ganzen Persönlichkeit hervor; oft ist so ein Bündchen Gedichte das ganze Gepäck, mit welchem fruchtbare Schriftsteller die kleine Reise zu der sogenannten Unsterblichkeit, d. h. zu einem kurzen Wirken nach dem Tode antreten. Dieses Schicksal wird den Gedichten von Ludwig Fulda nicht beschieden sein, wenn der Dichter nicht etwa bei fortschreitender Entwicklung auch sein Buch sich fortentwickeln läßt, hier allerlei leichte Ware abwerfend, dort im Laufe der Jahre einfügend, was größere Vertiefung ihm an Gedanken und Gestalten noch schenken wird. Dafür sind viele der Gedichte wie geschaffen für den feinsten literarischen Genuß. Eine Epistel an Paul Heyse (in meisterhaften Terzinen geschrieben) beweist allein, daß Ludwig Fulda mit seinem verehrten Meister an Formenpracht und Feingefühl wetteifern kann. Das eigenste Gebiet Fuldas scheint eine elegante unpersonliche Satire zu sein, welche ihre Spitzen wie aus Glas schleift. Unter seinen Sprüchen finden sich darum wirkliche Perlen, wie z. B.:

„Sei ganz du selbst!“ Wer also spricht  
In müßigen Talenten,  
Der sagt zum Bettler: Borge nicht  
Und los' von deinen Renten.

Die seltene Begabung, einen Pfeil scharf zu schnippen und ihn mit scheinbar müheloser Treffsicherheit abzusenden, erzeugt eine Gefahr, welcher Fulda in den eigentlichen Poesieen der Sendung nicht immer ent-

gangen ist. In den satirischen Versen führt es oft zu einer starken Wirkung, wenn ein minder bedeutender Gedanke durch die Schlagkraft fecker Reime eine originelle Gestalt gewinnt. Wenn der Dichter aber, wie in dem prachtvoll dahinaufgehenden „Promethens Kuppelbau,“ sich die höchste Aufgabe gestellt hat, wollen wir uns mit Geist und Sprachgewalt nicht begnügen, sondern verlangen vollendetes Freinandergehen von Gedanke und Wort in naiver, d. h. klassischer Weise. Ludwig Fulda weiß das alles selbst und hat diesem Gefühl in einer seiner persönlichsten und darum schönsten Strophen Ausdruck gegeben:

„Wollt ihr mich richten, wäget nicht das Wort,  
Das rasch entleert des Geistes Herrscherzettel  
Nichtos in blane Lüste flattert fort  
Mit farbenpielendem Abbeltschlagel.  
Leichtfertig schwebt's empor aus düstern Grund,  
Sich mengend in des Lebens wilden Reigen,  
Und laut und lech und lustig tönt der Mund,  
Wenn sich die Seele hüllt in tiefes Schweigen.“

fm.

### Biologische Zeitfragen: Schulreform — Lebenserforschung — Darwin — Hypnotismus. Von Wilhelm Freyer. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, 1889.)

Der Verfasser vereinigt in diesem Buche eine Reihe feinsinniger Studien, die scheinbar weit auseinander liegen, in Wahrheit aber nur verschiedene Seiten einer Denkarbeit darstellen. Dieses eine Ziel, nach welchem bisher alle Arbeiten Freyers ausliefen, ist die physiologische Erkenntnis, die Erforschung des Lebens. So stehen die hier vereinigten Abhandlungen miteinander in engstem Zusammenhange. Freyer zeigt auch in diesem Werke, daß er nie die Wechselbeziehung der Wissenschaften zu einander aus dem Auge verliert. Im Gegenteil: er bildet seine Leser für die Erfassung der Aufgabe jeder Wissenschaft, den Höhenblick über die zahllosen Einzelheiten der Naturerscheinungen zu sichern. Er schützt vor der Abirrung in jene kleinliche Spezialgelehrsamkeit, welche nur das Nächstliegende sieht. Freyer macht sich darum seine Arbeit schwerer, als mancher vielgenannte Spezialist.

Unmittelbar der Physiologie d. h. jener von dem Verfasser eigenartig vertretenen Richtung der Biologie gehören die zwei Reden über die Aufgabe der vergleichenden Physiologie und über Physiologie und Entwicklungslehre an, in welchen der Verfasser das Protoplasma als Grundlage alles organischen Lebens nachweist. Die physiologische Psychologie berührt die Untersuchung über unbewußtes Zählen, welche gewisse nicht zu bewußter Tätigkeit geklärte Denkvorgänge zergliedert. In die Reihe der Rettungen vergessener oder verkleumbeter Forscher in der Biologie gehören die fesselnden Darstellungen vom Leben und den Leistungen Harveys, Darwins und Braids.

Der Schwerpunkt des Buches liegt in den Arbeiten, welche die Anwendung der Biologie auf Erziehung behandeln. Sie beleuchten die physiologische Seite der Schulreformfrage. Voran steht hier die mit Recht berühmt gewordene, in vier Auflagen erschienene Wiesbadener Rede „Naturforschung und Schule,“ welche seit 1887 eine ganze Literatur hervorgerufen und den Anstoß zu einer neuen Bewegung gegeben hat. Die Abhandlung „Zahlen beweisen“ deutet das Mißverhältnis unserer Schulen zu ihren Leistungen an gesundem und durchgebildetem Schülermaterial an. Die Skizze „Der erste Unterricht im Lateinischen und die Forderungen der Gegenwart“ geißelt die Übelstände des überhäupten Unterrichts in dieser Sprache. Die „Aphorismen über Schulreform“ sind eine sehr geschickte Zusammenstellung charakteristischer Aussprüche über Natur und Unnatur in der Jugendbildung. Die Rede über Stand und Ziele der Schulreformbewegung präcisirt die Forderungen der Gegenwart in dieser Richtung.

So bildet Freyers Buch, welches Hugo Göring, dem Herausgeber der „Neuen Deutschen Schule“ gewidmet ist, eine wirksame Waffe im Kampfe gegen die in Wissenschaft, Leben und Schule die Fortentwicklung zum Besseren hemmenden Vorurteile. E. R.

### Briefkasten der Redaktion.

Frau K. in A.—n. Wir haben Ihren Brief unserem ärztlichen Fachmann übergeben. Auf die briefliche Schilderung Ihrer Leiden mit einer Diagnose zu antworten, das liegt außerhalb der Ziele dieser Wochenchrift. Fragen Sie Ihren Hausarzt. Wir überlassen es anderen, aus der Handschrift eines Menschen und dem beigelegten Poststempel des Abonnenten seinen Charakter und seine Krankheit herauszufinden.

# Anzeigen aller Art

finden durch die Wochenschrift „Deutschland“ die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung. — Preis für die einseitige Zeile 50 Pfennig. — Inserataufträge werden von allen Annoncen-Bureaus und von der Verlagshandlung direkt entgegengenommen.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt (A.-G.)  
vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte.

Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schmarsow.  
Erster Band:

S. Martin von Lucca und die Anfänge der toskanischen Skulptur im Mittelalter.

Von Aug. Schmarsow.  
Mit Lichtdrucktafeln. Brosch. Mk. 9.—  
fein gebunden Mk. 11.—

Zweiter Band: (unter der Presse.)  
Donatello's Kanzeln in San Lorenzo,  
ein Beitrag zur Geschichte der Plastik im XV. Jahrhundert.

Von M. Semrau.  
Mit Lichtdrucktafeln. Hochelegant brosch. Mk. 6.—; fein gebunden Mk. 8.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Aqua-**rien- u. Terrarientliebhaber werden gebeten, sich von der Unterzeichneten solches u. portofrei eine Probe-Rt. der „Blätter für Aquarien- u. Terrarientfreunde“ kommen zu lassen.  
Creutzsche Verlags- u. Buchdruckerei, Magdeburg.

**Geistig Zurückgebliebene**  
jeden Alters finden in meinem sehr genau getragenen, gut empfohlenen Institut die vorzüglichste Pflege, vollständigen Familienunterricht u. bestmögliche Ausbildung. Meine Prospektus franco Mk. 2,50.  
Dresden-Neustadt, Ratschall-Allee 29.  
Loerster, 214.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.  
nach zur Ansicht.  
Erstklassig illustrierte Karte!  
**Der Schwarzwald**  
von Wilheim Jensen.  
Mit 216 Original- u. 11-Durchstrichenen von W. Hasenmann, E. Lang, M. Rosenau, W. Volz u. a. in Prechwald, 25 M.  
Auch in Lieferungen bezugsweise.  
H. Reuther's Verlags-Buchh., Berlin.

Im Verlage von Carl Flemming in Glogau ist erschienen:  
**Japanische Märchen**  
gesammelt und der Kinderwelt erzählt  
von  
**C. W. E. Brauns**  
Verfasserin der „Mabel der Rentier“ u. s. w.  
9 Bogen Text mit 6 Bildern in Farbendruck von Otto Sörsterling.  
Kartoffelband mit effektvollem Umschlag-Titel  
Preis 3 Mark.

**Bad Reinerz**  
in Schlesien, klimatischer, walddreicher Höhen-Kurort  
Seehöhe 568 Mtr. — besitzt drei kohlenstoffreiche alkalisch-erdige Eisentrinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine ganz vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. — Anzeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Prospekte unentgeltlich.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.  
**Carl Flemmings Generalkarten.**

Entworfen und gezeichnet von F. Handtke.  
Nach den neuesten Materialien revidiert und ergänzt im kartographischen Institut der Verlagshandlung.  
Format 71 x 87 cm, in elegantem Umschlag, auf bestem holzfreien Kartenpapier.

Preis der Karten unaufgezogen:

Östliche Halbkugel . . .	Mk. 1.	Provinz Sachsen . . .	Mk. 1.
Westliche Halbkugel . . .	„ 1.	Hannover . . .	„ 1.
Europa . . .	„ 1.	Provinz Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hamburg, Bremen u. Lübeck . . .	„ 1.
Asien . . .	„ 1.	Provinz Westfalen . . .	„ 1.
Afrika mit d. deutschen Erwerbungen . . .	„ 1.	Rheinprovinz . . .	„ 1.
Australien mit d. deutschen Erwerbungen . . .	„ 1.	Frankreich . . .	1,50
Nordamerikanische Freistaaten . . .	„ 1.	Italien . . .	1,50
Südamerika . . .	„ 1.	Österreich - Ungarische Monarchie . . .	1,20
Deutsches Reich nebst Deutsch-Österreich u. Schweiz . . .	1,50	Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien . . .	1.
Preussischer Staat . . .	„ 1.	Serbien und Montenegro . . .	„ 1.
Provinz Ostpreussen . . .	„ 1.	Bulgarien . . .	1,50
Provinz Westpreussen . . .	„ 1.	Westl. Russland (Polen) . . .	1,50
Provinz Posen . . .	„ 1.	Europäisches Russland . . .	1,50
Provinz Schlesien . . .	„ 1.	Balkanhalbinsel . . .	1.
Provinz Pommern . . .	„ 1.	Nilländer . . .	1.
Provinz Brandenburg . . .	„ 1.		

Aufgezogen auf Leinwand in ff. Kaliko-Karton kostet das Exemplar jeder der vorstehenden Karten 1 Mk. 50 Pf. mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Erste deutsche Race-Hunde-Zucht-Anstalt  
**Arthur Seyfarth, Köstritz, Deutschl.,**  
prämiiert m. höchsten Auszeichnungen, Versand vorzüglicher Spezialitäten moderner  
**Benommener, Luxus-, Salon-, Jagd- u. Sport-Hunde!**  
Grossteilnehm. Bernhardiner, Neufundländer, Mastiffs, Deutsche Doggen, Bulldoggen, Perriers, Collets, Jagd-, Bracklers, Dachshunde, Pudel, Spitzer, Bologneser, Rattler, Aeffchen, Mäuse-, Schutzhunde etc. etc.  
garantiert nur Ia. Qualität.  
Empfohlen d. I. Referenzen u. Autoritäten. Ausgezeichnet durch über 10 000 Dankschreiben.  
**Der Hund,** Erziehung, Pflege, Dressur, M. 5. Album 50 Abbildungen 50 Pfg. Katalog franko.  
**Export nach allen Weltteilen!**

**Zauber-** und Nebelbilder-Apparate f. private und öffentliche Vorstellungen. Preisbuch gratis u. franco.  
W. H. Gethge, Magdeburg, Jacobstr. 7.  
Verlag von Carl Flemming in Glogau.

**Hubertus-Bilder.**  
Ein Album für Jäger und Jagdfreunde.  
Gezeichnet und erzählt von Guido Hammer.  
Mit 4 großen Bildern in Farbendruck und 65 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Prof. D. Hartner.  
2. umgearbeitete und vermehrte Auflage.  
Preis in Kaliko gebunden mit Deckvergoldung 7 Mark.

**1000** Spielkarten, ca. 200 Sorten, 60 Bl. bei G. Zochmayer, Nürnberg, Antaut, Leuch.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.  
**Die Herzblättchen.**  
Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur für kleine Kinder von **Heika von Gumpert.**  
1. Bd., 8. Aufl.; 2. Bd., 5. Aufl.; 3. Bd., 2. Aufl.  
Mit 6 Bildern in Farbendruck von F. G. Meyerheim und B. Mühlbig.  
Preis geb. à 2 Mk. 25 Pf.

**Mein erstes weißes Haar** und **Die Badereise der Tante.**  
Zwei Erzählungen für Kinder u. Kinderfreunde von **Heika von Gumpert.**  
4. Auflage.  
Mit 6 Bildern in Farbendruck von A. Diethe.  
Preis gebunden 2 Mk. 25 Pf.

**Fürs Kindesherz.**  
Gebichte für Kinder von **Albert Maffute.**  
Mit 6 Bildern in Farbendruck von Feder Hüniger.  
Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

# Erich & Carl Schneider, Breslau



Erich Schneider, Liegnitz  
Hoflieferanten



**Grösste Special-Geschäfte**

für alle

Delikatessen, Konserven, Südfrüchte  
**Chokoladen, Thees, feine Kaffees**  
echte Liqueure, Weine, Kolonialwaren u. natürliche Mineralbrunnen.

Neueste Preisliste auf Wunsch umgehend franko.

**Pain-Expeller**

Das zuverlässigste Mittel gegen **Gicht, Rheumatismus, Gliederreizen, Hüftweh, Nervenschmerzen, Zahnschmerzen** u. s. w. ist nachweislich: **Richters Anker Pain Expeller.** Preis 50 Pfg. und 1 Mk. Vorzüglich in den meisten Apotheken. Nur echt mit der Fabrikmarke Anker.  
F. Ad. Richter & Cie., Rudolfsbad.

## Medicinal-Tokayer.

Ern. Stein-Erdős, Bénye bei Tokay, Grossgrundbesitzer und Besitzer 9 bekannter Weinberge Export nach allen Weltteilen empfiehlt seine von den grössten Autoritäten der Medizin und Chemie anerkannten **Medicinal-Tokayer Weine.** Niederlagen werden unter den günstigsten Bedingungen vergeben.

# Norddeutscher Lloyd.

Wir beabsichtigen am 24. Juni d. J.

**D. „Kaiser Wilhelm II.“**

eine Fahrt nach **Norwegen** bis zum

## Nordcap

machen zu lassen. Anmeldungen nimmt entgegen

Bremen, März 1890.

**Der Vorstand.**

### Pädagogium Wollstein.

Gymnasial- und Reallehrplan, Vorbereitung f. d. ob. Klassen u. zum einjähr. Dienst, **Energetische Förderung, Pensionspreis inkl. Schulgeld 690 M. jährlich.**  
**Dr. Schwarzer.**

Neuer Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen, auch zur Ansicht, zu beziehen:  
**Antoine Watteau**

von **Emil Hannover** (Kopenhagen).  
gr. 8<sup>o</sup>. VIII u. 128 S.  
Mit 11 Abbild. Velinpap. M. 4,50.

### Sinnigstes Hochzeitsgeschenk.

## Hochzeitsalbum.

Neu herausgegeben von **G. Gerock.**

Eine Chronik für Familie und Haus.  
Mit 8 Aquarellendruden.

3. Aufl. Elegant geb. M. 12. —  
Prospecte gratis und franko.

**R. Herrosé Verlag,**  
Sep.-Konto Wittenberg.

# Saxlehner's Bitterwasser

Nach Gutachten ärztlicher Autoritäten zeichnet sich **Saxlehner's altbewährtes natürliches Hunyadi János Bitterwasser** durch folgende Vorzüge aus:

**Prompte, sichere, milde Wirkung.**

Andauernd gleichmässiger, nachhaltiger Effect. — Von den Verdauungsorganen auch bei fortgesetztem Gebrauche vorzüglich vertragen. — Milder, nicht unangenehmer Geschmack. — Geringe Dosis.

Käuflich in allen Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Man verlange in den Niederlagen stets **„Saxlehner's Bitterwasser.“**

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

## Das Militärbilderbuch.

Die Armeen Europas.

In Bildern von **Richard Anstet.** Text von Oberstleut. **H. Vogt,** herausgegeben von **Julius Köhmer.**

Mit 34 Bildern in Farbendruck und 17 Signalen. Preis geb. 6 Mk.

**Mainzer Tageblatt:** „Unterstützt von trefflichen Farbendruckbildern bringt dieses Buch eine erschöpfende, in fesselnder Form gehaltene Darstellung des gesamten europäischen Heerwesens. Wir empfehlen das Buch als ein geeignetes Festgeichent für die heranwachsende Jugend.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Pensionat für Schüler höherer Schulen.

Große, gesunde Wohnung mit Garten. Gute Kost, Spaziergänge, Bäder. Regelmäßige Arbeitsstunden unter Aufsicht. Förderung in allen Zweigen des Unterrichts. Individuelle, familiäre Erziehung. Gute Referenzen stehen zu Gebote.

Leipzig, Gottschäferstraße 9, III. Oberlehrer **H. Fischer.**

Als **Tischgetränk unübertroffen** bei Bleichsucht, Blutarmut etc.

## Tatzmannsdorfer Carls-Quelle.

(Kohlensäurereicher, Glaubersalz-haltiger Eisensäuerling) mit Rotwein gemengt. Bestellungen besorgt die **Bade-Direktion Tatzmannsdorf** (Tátrás) Eisenburger Comitát, Ungarn, oder lässt selbe durch Niederlagen in grösseren Städten effektulieren.

**Technikum** | **Getrennte** | **Maschinentechniker etc.**  
**Hildburghausen** | **Fachschulen** für **Baugewerk & Bahnenmeister etc.**  
Hann. u. Mk. Vorunterr. rei. R. v. H. Dir.

**Einjährig-Freiwillige.** **Pütters Institut** für militärische und höhere Schul-examina (staatlich berechtigt)  
**Hannover,** Julestr. 29. Nahe Förderung Nichtverwehler, welche an die Schule zurückkehren wollen. Dieselben werden meist ohne Verlust an Schulalter der angeordneten Stoffe zugeführt. Anerkennung von Seiten der betr. Klassenlehrer. Pension mit sorgfältiger Überwachung und Nachhilfe. Prospekte auf Wunsch.

**RIEBIG** Company's  
**Fleisch-Extract**  
Nur **echt** wenn jeder Topf den Namenszug **Jos. Riebig** in **BLAUER FARBE** trägt.  
Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-Geschäften, Apotheken etc.